



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

29635

Yale



Die  
**Arbeiterfrage**

in ihrer Bedeutung  
für Gegenwart und Zukunft

beleuchtet

von

Dr. Fr. A. Lange.



Duisburg, 1865.  
Verlag von B. Gail & Volmer.



KPC 678



*corbridge fund*

## Inhalt.

---

	Seite.
Vorwort . . . . .	3
Erstes Kapitel: Der Kampf um das Dasein . . . . .	7
Zweites Kapitel: Der Kampf um die bevorzugte Stellung . . . . .	56
Drittes Kapitel: Die Lebenshaltung (standard of life) . . . . .	92
Viertes Kapitel: Die gegenwärtige Bewegung und die streitenden Systeme . . . . .	129
Fünftes Kapitel: Der Weg zur Rettung . . . . .	162
Anhang:	
I. Bemerkungen und Belege . . . . .	173
II. Ueber das Projekt einer Rheinisch-Westphälischen Arbeiterzeitung . . . . .	183

---



## Vorwort.

---

Die nächste Veranlassung zur Entstehung der gegenwärtigen Schrift ist darin zu suchen, daß ich die Verpflichtung fühlte, meinen zahlreichen Freunden aus dem Arbeiterstande — und ich will auch meiner Freunde unter den Arbeitgebern dabei nicht vergessen — über meine Stellung zu der wichtigsten Frage der Gegenwart Rechenschaft zu geben. Wer in solchen Fragen das Glück hat, schlechthin mit einer der großen Parteien übereinzustimmen, spart sich endlose Erörterungen. Meine bisherige Thätigkeit auf dem Gebiet der politischen und socialen Fragen hat mich in zahlreiche Verbindungen gebracht, die ich zu klären, und, wenn es nicht anders ist, zu reduciren wünsche. Dazu ist aber eine Darlegung erforderlich, welche ausführlich genug ist, um wenigstens die größten Mißverständnisse zu beseitigen. Wer in unserer Zeit eine Sache um ihrer überwiegenden guten Seiten willen fördert, der wird zur Armee gezählt, und wer eine Bewegung als Bundesgenosse unterstützt, von dem nimmt man an, daß er auch in allen ferneren Schritten den Führern dieser Bewegung folgt, wenn auch die Sachen, um die es sich handelt, ganz andere geworden sind. Dieser Zug der Zeit hat seine Berechtigung; allein man wird nicht leugnen, daß daneben auch das selbständige Denken noch eine gewisse Berechtigung hat.

Durchaus abgeneigt, die Verwirrung in unserer socialen Frage durch den Versuch zur Bildung einer neuen Partei zu vermehren, abgeneigt mit einer der bestehenden durch Dick und Dünn zu gehen; nicht

minder aber fest entschlossen, in meiner Thätigkeit für das Wohl der gedrückten Volksklassen fortzufahren, konnte ich nichts thun, als meine eigenen Ansichten offen darlegen, damit Jedermann zum Voraus wissen kann, wo ich mit ihm gehe, und wo nicht. Wenn ich hoffe, für diese Darlegung zugleich ein größeres Publikum zu interessiren, so gründet sich dies theils auf die Natur der Sache, da es Manchem lieb sein muß, in dieser Frage einmal ein Urtheil von ganz unabhängiger Seite zu hören, theils auch auf die Erfahrung, daß namentlich unter dem Arbeiterstande in Rheinland und Westphalen ein großer Theil der einsichtsvollsten Männer den Schwindel, der mit den Phrasen von Selbsthülfe und Staatshülfe getrieben wird, längst durchschaut hat, und sich nach einer reineren Quelle der Einsicht in diese Fragen sehnt, als sie von den Parteiblättern geboten wird. Die neuesten Vorgänge in der Arbeiterwelt von Berlin zeigen mir, daß man auch in andern Gegenden des großen Vaterlandes beginnt, den dichten Nebel, der sich über der socialen Frage verbreitet hatte, zu verschleichen. Wenn meine Schrift hierzu mithelfen kann, so werde ich mich über die vielfachen Verdrehungen trösten, die ich aus meiner Kenntniß der Verhältnisse und Personen mit Sicherheit zum Voraus entnehmen kann. Doch die Polemik will ich mir noch verspart haben! Ich weiß sicher, daß meine Schrift Manchem unbequem, daß sie für Manchen ein Prüfstein sein muß, ob er es mit seinen Bemühungen für den Arbeiterstand ehrlich meint, oder nicht. Man kann den Cassalleanern ihre Annäherung an reaktionäre Elemente porwerfen und sich dadurch an ihren wichtigsten Sätzen vorbeidrücken; mir kann man jenen Vorwurf nicht machen, und man wird mir Rede stehen müssen. Man kann vielen Freunden der Selbsthülfe vorwerfen, sie stünden im Dienst der Bourgeoisie; ich will aber den erst sehen, der dieselbe Beschuldigung gegen mich erhebt. Nichts liegt mir übrigens ferner, als die Neigung zu vermitteln. Wenn ich mich in der Form nach allen Seiten milde und, so weit es ging, freundlich ausgedrückt habe, so ist es mir doch nicht darum zu thun gewesen, die tiefen Gegensätze zwischen meiner Auffassung und der der beiden großen Parteien irgendwie zu bemänteln. Wo meine Schrift in der Sache selbst zurückhaltend ist, da liegt der Grund — abgesehen von der Rücksicht auf die Schranken der Gesetzgebung —

meist darin, daß ich es für unmöglich hielt, meine Ansichten in gebührender Kürze verständlich auseinanderzusetzen.

Dies betrifft namentlich auch meine Stellung zu der Frage des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechtes, welches die Cassalleaner zum Stichwort ihrer Partei erhoben haben. Nur so viel will ich hier in Kürze bemerken, daß ich von dem Grundsatz ausgehe, daß dies Wahlrecht, sobald es von den Massen gefordert wird, stets auch gewährt werden muß. Der Ruf nach demselben ist die Meldung zum Wort seitens der gedrückten Klassen der Bevölkerung, und das Wort muß ihnen gegönnt werden. Während dagegen Cassalle die Ansicht aufstellt, daß dies Wahlrecht, selbst zur Anzeit gegeben und anfangs schlecht benutzt, sich doch allmählig in seinen Ergebnissen bessern werde, halte ich umgekehrt dafür, daß es seinen größten Werth gerade im Augenblick der ersehnten Einführung hat, in einem Augenblick, in welchem die Massen von einem bestimmten Impuls durchdrungen nach einem bestimmten Ziele hinstreben — ein Zustand, der unter unsern socialen Verhältnissen nicht dauernd sein, wohl aber dauernde Folgen haben kann. Ein auch für gewöhnliche Zeiten allen Anforderungen der Gerechtigkeit entsprechendes Wahlgesetz soll noch gefunden werden; ich stimme in dieser Beziehung annähernd mit den Ansichten überein, welche Mill in seinen „Gedanken über Repräsentativ-Verfassung“ entwickelt. — Auch für die sociale Frage hätte ich mich an vielen Stellen auf Mill beziehen können, dessen Ansichten in mancher Beziehung den meinigen am nächsten stehen, und der namentlich diejenigen Punkte am vollständigsten entwickelt hat, in welchen die bisherige Volkswirtschaft einer Umgestaltung bedarf.

Es ist mir immer ein Räthsel gewesen, wie es kommt, daß unsere orthodoxen Volkswirtschaftler Mill so häufig ehrenvoll erwähnen, ohne sich anscheinend des tiefen Gegensatzes bewußt zu sein, der zwischen ihm und unseren landläufigen Lehren besteht. Mill pflegt freilich mit ächt englischer Ruhe die stärksten Dinge so gleichmüthig in zwei Zeilen hinzufügen, daß man schon wohl orientirt sein muß, um seinen Sätzen immer die richtige Tragweite zu geben. Konnte ich schon deshalb mich nicht ohne große Weitläufigkeiten auf Mill beziehen, so hätte ich mich auch beständig gegen seine Verstümmelung — ich möchte sagen Engli-

frung — der besten und richtigsten Gedanken verwahren müssen. So sieht z. B. Mill ganz richtig ein, daß es vergeblich sein würde, die Arbeiter unter den gegenwärtigen Verhältnissen durch Moralpredigten von zu starker Vermehrung abzuhalten. Er betrachtet ganz richtig eine einmalige, dauernde und starke Verbesserung ihrer Lage durch andere Mittel als unumgängliche Vorbedingung für die gründliche Abhülfe. Die letztere aber findet er dann doch wieder schließlich bloß in der verständigen Erwägung, während ich streng daran festhalte, daß eine vollständige Erneuerung des Lebensprinzips dazu gehört, namentlich des Prinzips der Gemeinschaft und der gegenseitigen Beziehungen des Menschen zum Mitmenschen.

Nicht der berechnende Verstand des Bauern und des zünftigen Handwerkers kann uns hier Vorbild sein, sondern wir müssen die Wirkung von der Steigerung reiner Lebensfreuden, von der Ausbreitung geistiger und durchgeistigter sinnlicher Genüsse, endlich aber von einer Vertiefung des Gemüthslebens und Veredlung des Charakters erwarten, wie sie sich nur ergeben kann, wenn den gedrückten Volksklassen, wie schon Owen es wollte, außer der materiellen Verbesserung auch Muße und Geselligkeit unter freien und neuen Formen geboten werden. Ich kann mir mit einem Wort die Perspektive auf eine vollendetere Zukunft der Menschheit nicht durch Mills kleinlich realistische Gesichtspunkte verbauen lassen und mag in dieser Hinsicht nicht mißverstanden werden: deshalb, und aus Rücksicht darauf, daß ich auch den Arbeitern verständlich bleiben wollte, habe ich Mill nicht erwähnt; denn die Erwähnung ähnlicher, aber dennoch in wichtigen Punkten abweichender Ansichten, läßt jenes summarische Verfahren nicht zu, mit welchem man sich in populärer Darstellung auf die breite Masse entgegengesetzter Meinungen beziehen kann.

Duisburg, im Januar 1865.

Fr. H. Lange.

## Erstes Kapitel.

# Der Kampf um das Dasein.

---

Vor hundert Jahren war es einer der beliebtesten Gegenstände volksthümlicher und wissenschaftlicher Schriften, die Zweckmäßigkeit der Schöpfung zu preisen; zu rühmen, wie in der Erhaltung der lebenden Wesen auf Erden Alles so trefflich in einander greift, und wie für jedes Bedürfniß durch besondere und kunstvolle Vorrichtungen gesorgt ist. Heutzutage hat man einen Zipfel des Schleiers gelüftet, welcher die Geheimnisse der Natur verhüllt; man hat einen Einblick gewonnen, in die Art, wie jene Zweckmäßigkeit zu Stande kommt; ein Blick in den unermesslichen Hintergrund der engen Bühne des Lebens, die vor Jedermanns Augen liegt, ist der Kühnheit und Unermüdllichkeit unserer Forscher gelungen. Und das Gefühl, mit welchem wir in jene Unermesslichkeit blicken, wenn wir die Ergebnisse der Forschung zusammenfassen und bloß mit menschlich theilnehmendem Herzen uns ihnen hingeben — das erste Gefühl, das uns beim Einblick in diese Geheimnisse der Schöpfung unwiderstehlich befällt, ist das eines namenlo-



sen Schanders. Wir wissen, und wir bezeugen es, daß die tiefere Erkenntniß auch hiefür ihre Versöhnung hat; aber es ist für diesmal nicht unsere Aufgabe, hierüber zu reden. Wir behandeln den Kampf um das Dasein, und wir wollen diesen Kampf in seiner vollen Allgemeinheit betrachten, um seine Erscheinung im Gebiete der Menschheit richtig zu würdigen. Da sehen wir denn, wie das große, unter mancherlei Form immer wiederkehrende Mittel der Natur zur Erhaltung des Bestehenden nichts ist, als die riesenhafte Verschwendung neuer, und wieder neuer Lebenskeime und die prompte Vernichtung der zahllosen Keime und lebenden Wesen, welche nicht eben der günstige Wurf in die enge Bahn der bevorzugten Entwicklung bringt. So ist es im Pflanzenreich; so auch im Thierreich; und wenn auch die massenhafteste Erzeugung und Vernichtung den niedersten Formen der Organismen zukommt, so reicht das Gesetz doch bis in die höchsten hinauf, und selbst der Mensch ist ihm nicht entzogen.

Darwin, einer der berühmtesten Naturkundigen der Gegenwart, hat dem Kampf um das Dasein ein Kapitel seines Epoche machenden Werkes über die Entstehung der Arten gewidmet. Seiner ruhigen, nur der Thatsache gewidmeten Erörterung wollen wir einige Sätze entnehmen.

„Ein Kampf um's Dasein folgt unvermeidlich aus der Neigung aller Organismen, sich in starkem Verhältnisse zu vermehren. Jedes Wesen, das während seiner natürlichen Lebenszeit mehrere Eier oder Samen hervorbringt, muß während einer Periode seines Lebens oder zu gewisser Jahreszeit oder in einem zufälligen Jahre Zerstörung erfahren;

sonst würde seine Zahl in geometrischer Progression rasch zu so außerordentlicher Größe anwachsen, daß keine Gegend das Erzeugniß zu ernähren im Stande wäre. Wenn daher mehr Individuen erzeugt werden, als möglicher Weise fortbestehen können, so muß jedenfalls ein Kampf um das Dasein entstehen, entweder zwischen den Individuen einer Art oder zwischen denen verschiedener Arten, oder zwischen ihnen und den äußeren Lebens-Bedingungen.“

„Es gibt keine Ausnahme von der Regel, daß jedes organische Wesen sich auf natürliche Weise in dem Grade vermehre, daß, wenn es nicht durch Zerstörung litte, die Erde bald von der Nachkommenschaft eines einzigen Paares bedeckt sein würde. Selbst der Mensch, welcher sich doch nur langsam vermehrt, verdoppelt seine Anzahl in fünfundzwanzig Jahren, und bei so fortschreitender Vielfältigung würde die Welt schon nach einigen Tausend Jahren keinen Raum mehr für seine Nachkommenschaft haben. Linné hat berechnet, daß, wenn eine einjährige Pflanze nur zwei Samen erzeugte (und es gibt keine Pflanze, die so wenig produktiv wäre) und ihre Sämlinge gäben im nächsten Jahre wieder zwei u. s. w., sie in zwanzig Jahren schon eine Million Pflanzen liefern würde. Man sieht den Elephanten als das sich am langsamsten vermehrende von allen bekannten Thieren an. Ich habe das wahrscheinliche Minimum seiner natürlichen Vermehrung zu berechnen gesucht, unter der Voraussetzung, daß seine Fortpflanzung erst mit dreißig Jahren beginne und bis zum neunzigsten Jahre währe, und daß er in dieser Zeit nur drei Paar Junge zur Welt bringe. In diesem Falle würden nach fünf-

bert Jahren schon fünfzehn Millionen Elephanten von dem ersten Paare vorhanden sein."

"Wir können mit Sicherheit behaupten, daß alle Pflanzen und Thiere sich in geometrischem Verhältnisse vermehren, daß sie jede zu ihrer Ansiedelung geeignete Gegend sehr rasch zu bevölkern im Stande seien, und daß das Streben zur geometrischen Vermehrung zu irgend einer Zeit ihres Lebens beschränkt werden muß. Unsere genauere Bekanntschaft mit den größeren Hausthieren könnte zwar unsere Meinung in dieser Beziehung irre leiten, da wir keine große Störung unter ihnen eintreten sehen; aber wir vergessen, daß Tausende jährlich zu unserer Nahrung geschlachtet werden, und daß im Naturzustande wohl eben so viele irgendwie beseitigt werden würden."

"Die für eine jede Art vorhandene Nahrungsmenge bestimmt die äußerste Grenze, bis zu welcher sie sich vermehren kann; aber in vielen Fällen wird die Vermehrung einer Thier-Art schon weit unter dieser Grenze dadurch gehemmt, daß sie selbst wieder einer andern zur Beute wird." — Einen sehr wesentlichen Antheil an dem großen Vernichtungswerk hat ferner das Klima. Darwin schätzt, daß der Winter 1854—55 auf seinen eigenen Jagdgründen vier Fünftheile aller Vögel zerstört hat. "Und dies ist eine fürchtbare Zerstörung, wenn wir berücksichtigen, daß bei den Menschen eine durch Seuchen verursachte Sterblichkeit von zehn Prozent schon ganz außerordentlich stark ist." Die Ungunst des Klimas wirkt nicht nur direkt, sondern namentlich auch durch die Entziehung der Nahrung, und durch den fürchtbaren Kampf, der zwischen den einzelnen

Arten und Individuen entbrennt, sobald die Nahrung zu fehlen beginnt. Selbst unter den Pflanzen herrscht ein beständiger Kampf auf Leben und Tod um das kleine Fleckchen Erde, aus dem sie ihre Nahrung ziehn. Eine große Menge von Pflanzen, welche unser Klima ganz gut aushalten, kann doch bei uns im Freien nicht gezogen werden, weil sie von stärkeren Bewerbern erstickt, verdrängt und ihrer Nahrung beraubt werden. Andre halten sich nur in großen Massen, wie z. B. der Weizen, der vereinzelt, im Garten, nicht aufkommen kann, während er auf freiem Felde durch das Bündniß der Massen sich gegen seine Feinde behauptet. Sät man aber verschiedene Spielarten von Weizen durcheinander, so kämpfen diese unter sich. Man darf nur den Samen immer wieder mischen und säen, so wird zuletzt diejenige Sorte, welche dem Boden am meisten angemessen ist, ganz allein übrig bleiben. „Wenn wir über diesen Kampf um's Dasein nachdenken“, sagt Darwin schließlich, „so mögen wir uns selbst trösten mit dem vollen Glauben, daß der Krieg der Natur nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt wird, daß der Tod im Allgemeinen schnell ist, und daß es der Kräftigere, der Gesundere, der Geschicktere ist, welcher überlebt und sich vermehrt.“

Dieser Trost ist uns nun freilich nicht genügend, wenn wir bedenken, daß das Menschengeschlecht ganz denselben Gesetzen unterworfen ist, wie die übrigen organischen Wesen; daß auch in ihm beständig Mangel und Glend der natürlichen Vermehrung ein Ziel setzen, daß der stärkere Stamm den schwächeren verdrängt, oder daß Kriege und Revolutionen von Zeit zu Zeit ganze Völker decimiren müssen, dar-

wieder eine Periode fröhlicher Ausbreitung folgen kann. Während für die Pflanze Wachstum und Welken, Wuchern und Verschmachten nur auf- und niedersteigende Formen eines unbewußten Daseins sind; während das Thier wenigstens nur in der Gegenwart lebt, und sorglos das Glück des Augenblicks genießt, so lange eben die Verhältnisse günstig sind, kann sich der Mensch nicht dabei beruhigen, die Leiden und Freuden des Daseins gegen einander aufzurechnen. Er kennt die Schrecken der Vernichtung zum Voraus, und er haßt sie und sucht ihnen mit aller Anstrengung seiner Kräfte zu entgehen. Er hat eine Idee davon gefaßt, wie der Mensch leben und gedeihen sollte. Er kennt das natürliche Lebensziel und weiß, wie leicht sich stirbt, wenn dies erreicht ist. Der civilisirte Mensch geht von dem Grundsatz aus, daß dies Lebensziel ihm selbst und allen seinen Mitmenschen zukommt. Das Leben, was einmal geschaffen ist, soll auch erhalten werden. Die zarten Kinder, welche am meisten von Krankheit und Elend bedroht werden, sind es grade, die er auch am meisten liebt, und am sorgsamsten pflegen möchte, wenn es nur der Kampf um das Dasein gestattete. Wird aber ein Mensch in seiner Vollkraft durch einen Unglücksfall dahingerafft, von einem Mitmenschen erschlagen oder gar von wilden Thieren zerrissen, so nennen wir dies nicht einen natürlichen Tod. Wir wollen eben für den Menschen eine andere Natur, als die Natur der Thiere ist, und das ganze große Ringen und Streben der Menschheit hat zum Zweck, einen Zustand zu schaffen, in welchem der Lebende sich, sein Dasein genießend, in möglichster Vollkommenheit auslebt, und weder

einer plötzlichen Vernichtung, noch auch dem langsam nagenden Zahn des Glends zum Opfer fällt.

Die Wissenschaft läßt kaum einen Zweifel mehr darüber bestehen, daß der Mensch in grauer Vorzeit, Hunderttausende von Jahren hindurch, trotz seiner geistigen Ueberlegenheit, mit allen größeren und stärkeren Thieren im Wettbewerb um das Dasein stand. Als er in der Diluvialperiode mit den jetzt ausgestorbenen Geschlechtern des Höhlenlöwen, des Höhlenbären und der Höhlenhyäne zusammen wohnte, mochte er vielleicht einen unermesslichen Zeitraum hindurch nur im Stande sein, durch die Flucht sich vor den Zähnen und Krallen jener Bestien zu retten, und die Ausbreitung der Art wurde schon durch die begrenzte Zahl der sichern Schlupfwinkel in Schranken gehalten. Mit der Gewinnung des Feuers und der ältesten, rohesten Steinwaffen begann eine Umwälzung auf Erden, welche im wissenschaftlichen Sinn erst als die wahre Schöpfung des Menschengeschlechtes betrachtet werden kann. Der Kampf gegen die Thierwelt wurde zur Jagd, und die Denkkraft, welche ehemals ganz der Sicherung vor Gefahren und der Gewinnung des nothdürftigsten Unterhaltes gewidmet war, begann sich höheren Aufgaben zuzuwenden. Die Thiergeschlechter von überlegener physischer Kraft wurden theils unterjocht, theils ausgerottet, oder in abgelegene Gegenden vertrieben. Dies Werk gab eine reichliche Nahrung, und Völker über Völker verbreiteten sich über den Erdboden; der Kampf um's Dasein aber verlor nur seinen früheren Charakter, aber nicht seine Bedeutung.

Zunächst streitet nach Darwin die ganze Thier- und

Pflanzenwelt nicht nur um den Boden überhaupt, sondern auch um den günstigsten Boden. Ein warmes und feuchtes Fleckchen inmitten einer rauheren Gegend ist übersät von zahlreichen Stauden, Kräutern und Blumen, die sich hier zu behaupten und die Mitbewerber zu verdrängen suchen, und da wo das Leben sich reich zusammendrängt, hält auch die Vernichtung die reichste Ernte. Kräftige Eindringlinge von Außen bemächtigen sich oft des Bodens und vertilgen die ganze frühere Vegetation. So kämpften die Menschen in verwüstenden Völkerwanderungen um die gesegnetsten Länder, und das üppige Kleinasien, das milde Italien wurden Gräber ganzer Völkerschaften. Dann kommt der furchtbare Rassenkampf. Der bevorzugte Europäer betritt die Gegenden, welche minder entwickelte Glieder der großen menschlichen Familie bisher ungestört behaupteten. Er bringt ihnen das Christenthum und den Tod. Eine entsetzliche, jeden Begriff übersteigende Verwüstung beginnt. Die Antillen, die Südsee-Inseln, weite Strecken von Nord-Amerika entvölkern sich; die Urbewohner von Van-Diemens-Land werden ausgerottet; die Australier auf kümmerliche Reste reducirt; aus Afrika dagegen werden Millionen unglücklicher Neger verschleppt, um in Amerika gleich Hausthieren ausgebeutet und gezüchtet zu werden. Hier ist es das Blatterngift, oder andere verheerende Krankheiten, welche die Europäer mitbringen, dort der Branntwein; hier werden Bluthunde auf die Unglücklichen gehezt, dort werden sie mit der Feuerwaffe massenweise erlegt; hier wird ihnen durch Besetzung der Jagdgründe und Ausrottung der nuzbaren Thiere die Nahrung entzogen, dort werden sie mit grausamster Behandlung zu harter Arbeit gezwungen, der sie erliegen müssen.

Inzwischen rastete der Bürgengel auch in Europa nicht. Die Verwüstungen der Pest im Mittelalter übersteigen alle unsere Begriffe. Der schauderhafte dreißigjährige Krieg ließ in ganzen Länderstrecken Deutschlands nur rauchende Trümmer zurück. Eine alle Begriffe überstetgende Grausamkeit und Willkür der Justiz that das ihrige; besonders in den Inquisitionen und Hexenprozessen und Allem, was mit dem herrschenden Aberglauben zu schaffen hatte. Die Gefängnisse waren entsetzliche Höhlen des Sammers und der Tyrannei; oft schlimmer als die martervollen Todesstrafen. Die Hinterbliebenen, denen ihr Verfolger geraubt war, mochten sterben und verderben. Die Sonne hat es gesehen, daß Heerden halb verhungertes Kinder, deren Väter im Kriege geblieben waren, auf die Weide getrieben wurden, um Gras und Wurzeln zu fressen, bis sie vor Elend hinfanken. Eine reiche Ernte brachte damals leicht Ueberfluß und Ueppigkeit ins Land, aber bei einer Hungersnoth starben die Menschen wie Fliegen sogar in den Straßen der reichen niederländischen Handelsstädte.

Erst in den letzten Jahrhunderten sind allmählig Grundsätze der Humanität aufgekommen, welche jene Greuel beseitigt haben; aber das Vernichtungsgeschäft der Natur hat damit unter den Menschen nur wieder andere Formen angenommen. Diese Formen, wir müssen es gestehen, sind milder als in früheren Jahrhunderten. Wie kommt es nun, daß dennoch das Elend der leidenden Menschheit nie so tief empfunden wurde, wie grade jetzt? Wie kommt es, daß früher meist nur idealistische Schwärmer und dichtende Philosophen über die Mittel nachdachten, einen vollkomm-



neren Zustand der menschlichen Gesellschaft herbeizuführen, während jetzt allmählig die Massen selbst den Gedanken fassen, daß ihrer Lage durch ganz neue und großartige Aenderungen und Einrichtungen müsse geholfen werden? Weßhalb wurde ehemals das äußerste Elend als eine unvermeidliche Schickung betrachtet, was doch, wie die Erfahrung lehrt, keineswegs unvermeidlich war; während jetzt der Schranke des scheinbar unüberwindlichen Naturgesetzes selbst getrotzt und ein besserer Zustand verlangt wird, von dem man noch kaum eine unbestimmte Ahnung hat, wie er sich gestalten soll?

Die erste Antwort ist einfach die, daß die Entwöhnung von Greueln, die größere Ruhe und die größere Bildung ganz von selbst dazu führen müssen, daß auch die Ansprüche an das Leben steigen. Der Mensch besinnt sich auf seine höhere Bestimmung; er sieht an den Bevorzugten seiner Gattung, was er selbst auch werden könnte, wenn die Verhältnisse es ihm erlaubten. Er betrachtet die Verhältnisse mit prüfendem Blick; er rechnet, und er findet, daß Manches anders sein könnte. Es ist leider eine furchtbare Wahrheit, daß jene Tyrannen recht haben, daß wenigstens ihre teuflische Rechnung richtig ist, wenn sie den Grundsatz aussprechen, daß das Volk unter einem Druck gehalten werden müsse, bei dem es gar nicht zur Besinnung komme. Die Geschichte zeigt uns, daß es zwar bisweilen die Momente der höchsten Noth sind, in welchen ein plötzlicher und allgemeiner Schrei der Entrüstung die Schranken des Bestehenden durchbricht; in der Regel aber ist es grade das Nachlassen eines schweren Drucks, welches die Spannkraft der

Nationen frei werden läßt. Dies hat für die große französische Revolution Tocqueville nachgewiesen. „Die Revolution, deren eigentlicher Zweck Aufhebung aller Einrichtungen des Mittelalters war, brach nicht in Gegenden aus, wo sich diese Einrichtungen und Gesetze am besten erhalten hatten, und wo ihre Strenge und Unbequemlichkeit auf dem Volke am schwersten lastete, sondern in Gegenden, wo solche sich weniger fühlbar machten, so daß ihr Joch am unerträglichsten dort zu sein schien, wo es in Wahrheit leichter als anderswo war.“ Hieraus sollte aber der aufrichtige Menschenfreund entnehmen, daß er sich gar nicht wundern, oder darüber erschrecken darf, wenn das Volk, dem er den kleinen Finger bietet, die ganze Hand verlangt. Es hat eben die ganze Hand nöthig und wird dessen erst recht inne, wenn ihm der Finger geboten wird. Diejenigen, welche diese Wahrheit benutzen, um in philisterhafter Weise davor zu warnen, sich des Volkes anzunehmen, haben eben das Herz nicht auf dem rechten Fleck.

Wie also der Mensch im Einzelnen erst eine gewisse Ruhe haben muß, bevor er ernsthaft auf die Verbesserung seiner Lage denken kann, so sind auch grade die gerüdneten Zustände der Gegenwart, die seltenen Kriege, die minder verwüstenden Krankheiten, die Vermeidung eigentlicher Hungersnoth ein Grund mit, weshalb das beklagenswerthe Loos der großen Masse der Menschheit jetzt ernsthafter empfunden wird als je. Aber ein zweiter Grund ist freilich ganz entgegengesetzter Art. Er besteht darin, daß dieser ganze Zustand der Ruhe und der vergleichsweisen Schonung doch wieder mit Uebelständen verknüpft ist, die in mancher

Beziehung viel schwerer auf der Seele lasten müssen, als der beständige Wechsel von Furcht und Hoffnung in den früheren stürmischen Zeiten. Wie ein Wanderer in der endlosen Einförmigkeit der Ebene weit mehr ermüdet, als wenn er bald einen steilen Berg hinansteigt, bald wieder lustig ins Thal herniedersteigt, so ist auch die Gleichmäßigkeit des Druckes, welchen die Völker der Kulturstaaten jetzt zu tragen haben, für das Gemüth unerträglicher, als das ewige Spiel von Furcht und Hoffnung in früheren Zeiten. Dazu kommt aber für den Arbeiterstand noch die Abgeschiedenheit von den andern Elementen der Gesellschaft, welche ihm zugleich die Theilnahme an all den Genüssen der Kultur entzieht, die er selbst durch sein unablässiges Schaffen möglich machen muß. Auch hierfür gibt es eine Parallele aus den Zeiten vor der französischen Revolution.

„Im achtzehnten Jahrhundert“, sagt Tocqueville, „konnte der französische Bauer nicht mehr eine Beute kleiner feudalistischer Despoten werden; er erfuhr nur selten offenbare Gewaltthätigkeit von Seiten der Regierung; er genoß bürgerliche Freiheit und besaß einen Theil des Bodens des Reiches, aber alle Menschen aus den andern Ständen hatten sich von ihm abge sondert, und er lebte einsamer, als man ihn jemals anderswo auf der Welt gesehen hatte. Dies war eine neue und seltsame Bedrückung, deren Folgen eine besondere, sehr aufmerktsame Betrachtung verdienen.“

Im Verfolg seiner scharfsinnigen Untersuchung führt Tocqueville (Das alte Staatswesen u. die Revolution, S. 156 der in Leipzig 1857 erschienenen Uebersetzung) aus einem Schreiben des Finanzministers Necker folgende Worte an:

„Die ungeheure Klust, die das Volk von den andern Klassen trennt, trägt dazu bei, daß man die Augen von der Art und Weise abwendet, wie man gegen alle diejenigen, die der Menge angehören, rücksichtslos verfahren kann. Ohne die für die Franzosen charakteristische, milde und menschenfreundliche Gesinnung, ohne den Geist des Jahrhunderts, würde der Anblick nur Trauer im Herzen desjenigen erwecken, der mit einem Glend Mitleid haben kann, von dem er selber befreit ist.“ Und Tocqueville setzt hinzu, daß die Bedrückung sich weniger durch das Böse zeigte, das man diesen Unglücklichen zufügte, als durch das Gute, das man ihnen versagte, sich selber zu bereiten. „Sie waren frei und Eigenthümer, und sie blieben doch ebenso unwissend und oft elender, als die Leibeigenen, ihre Vorfahren. Sie verblieben ohne Industrie mitten unter den Wundern der Kunst, und uncivilisirt mitten in einer Welt voll Licht und Aufklärung.“ — „Aber die Ideen des Zeitalters begannen diese rohen Gemüther von allen Seiten zu durchdringen; sie kamen auf unterirdischen, abgelegenen Wegen daher, und nahmen, durch diese enge und dunkle Bahn sich drängend, seltsame Formen an. Sitten, Glaube und Gewohnheiten des Bauers schienen noch dieselben zu sein; er war gehorsam, ja sogar heiter.“ — — — „Deffnet diesem Menschen einen Ausweg, der ihn aus dem Glende führen könnte, das er so wenig zu empfinden scheint, und er wird sich mit solcher Hefigkeit nach dieser Seite hinstürzen, daß er, wenn ihr ihm im Wege steht, euch über den Leib schreiten wird, ohne euch auch nur zu bemerken.“ — „Wir erblicken diese Dinge ganz deutlich von dem Standpunkte, auf dem wir

uns gegenwärtig befinden, aber die Zeitgenossen sahen sie nicht. Nur mit großer Mühe gelingt es Männern aus höheren Ständen deutlich zu unterscheiden, was in der Seele des Volkes, besonders in der des Bauern vorgeht. Erziehung und Lebensweise lassen diesem die Dinge in einem Lichte erscheinen, das nur für ihn scheint und andern Menschen unsichtbar bleibt. Aber wenn der Arme und der Reiche kein gemeinsames Interesse, keine gemeinsamen Beschwerden, keine gemeinsamen Angelegenheiten mehr haben, dann wird die Finsterniß, die den Geist des Einen dem des Andern verbirgt, unergründlich, und diese beiden Menschen könnten ewig neben einander wohnen, ohne jemals sich zu durchdringen. Man wird betroffen, wenn man sieht, in welcher seltsamen Sicherheit alle diejenigen, die auf den höheren und mittleren Stufen des Staatsgebäudes standen, noch beim Beginne der Revolution lebten, und sie unter einander von den Tugenden des Volkes reden hört, seiner Sanftmuth, seiner Hingebung, seinen unschuldigen Vergnüngen, als schon das Jahr 1793 unter ihren Füßen glüht: lächerlicher und doch schauervoller Anblick!

„Lächerlicher und doch schauervoller Anblick!“ wird man vielleicht einst auch beim Rückblick auf unsere Tage rufen, wenn nicht die Erfahrung der französischen Revolution doch wenigstens einige einflußreiche Männer sehend macht, durch deren Arbeit es gelingen möchte, den Umschwung, welcher aus den Verhältnissen unseres Zeitalters mit Nothwendigkeit folgen muß, in die Bahnen einer friedlichen Entwicklung hinüberzulenken. Thatsache ist, daß der Kampf um das Dasein grade jetzt wieder in der mächtigsten und

entscheidendsten Schicht der Nation — diesmal sind es die Arbeiter der Industrie — in seiner ganzen ermattenden Schwere empfunden wird, und daß die Geister beginnen, der Einförmigkeit dieses Druckes überdrüssig zu werden, und sich, selbst auf die Gefahr der Verschlimmerung hin, nach Veränderung zu sehnen.

Es gibt aber endlich noch einen dritten Grund, welcher dazu beiträgt, daß jetzt leichter als jemals zuvor Experimente im Großen versucht werden möchten, um den Kampf um das Dasein, wo nicht zu beseitigen, so doch ganz bedeutend zu erleichtern. Auch für diesen würde sich in den Zeiten vor der französischen Revolution eine Parallele finden, deren Verfolgung jedoch bei der großen Verschiedenheit der Zeiten zu weit führen würde. Es ist das Vertrauen des Volks auf die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft. Wie damals, so wird auch heute gewiß diese Leistungsfähigkeit in Beziehung auf eine rationelle Gestaltung des Staatslebens ganz bedeutend überschätzt. So Ungeheures auch die Wissenschaft auf dem technischen Gebiet in den letzten zwei Menschenaltern mit immer steigender Rapidität der Entwicklung geleistet hat; so unzweifelhaft es auch ist, daß selbst für eine exakte Staatswissenschaft durch die neuesten Fortschritte der Statistik — der revolutionärsten aller Wissenschaften der erste Grund gelegt ist; so ungemein viel fehlt doch noch daran, daß man mit völliger Sicherheit sagen könnte, wie die wesentlichsten bestehenden Einrichtungen auf das Wohl und Wehe der Völker wirken. Vollends unmöglich bleibt es für jetzt, neue Formen des Staates und der Gesellschaft zu erfinden, von denen man, wie von einer auf dem Papier

construirten und berechneten Maschine, die Wirkungsweise im Voraus bestimmen könnte. Es ist aber eine unlängbare Thatsache, daß, während die mittleren Schichten der Bevölkerung sich oft genug hochmüthig und achselzuckend von den Theoretikern und Idealisten abwenden, grade die um ihr Dasein ringenden Massen eher ihr Heil von den ernstesten Arbeitern der Wissenschaft erwarten, als von den glatten und gewandten Weltleuten, welche sich mit unglaublich wenig Ballast auf den Höhen des äußeren Lebens zu erhalten wissen. Man glaubt an das Unmögliche. Man hält die bestehenden Staatsformen für ein Werk der Mißgunst, welche die Durchführung dessen, was sich zum Wohl des Volkes ins Werk setzen ließe, nicht will aufkommen lassen. Man übersteht, daß dabei allerdings viel böser Wille im Spiel ist, der früher oder später gebrochen werden muß; aber auch eine gerechtfertigte Vorsicht, welche sich nicht eher in gefährliche Experimente wagen will, als bis das Verharren im Gegebenen offenkundig noch gefährlicher wird, als das Experiment.

Wenn nun die Wissenschaft die Zumuthung entschieden ablehnen muß, für irgend eine neue Ordnung der Gesellschaft Gewähr zu leisten, so ist es andererseits doch äußerst wahrscheinlich, daß unter ihrer Beihülfe, wenn erst die Bahnen der trägen Ueberlieferung verlassen werden, glücklichere Formen gefunden werden, als die gegenwärtigen. Denn die vom Alter geheiligten Zustände sind großentheils nur deshalb so verehrungswürdig, weil sie eben vom Alter geheiligt sind, und weil selbst eine mangelhafte, aber in den Gemüthern fest begründete Ordnung der Dinge bis zu einem

gewissen Grade zweckmäßiger ist, als eine höhere, jedoch schwankende und bestrittene Ordnung. Deshalb ist es auch nicht rathsam, Institutionen voll Lebenskraft gegen andere, anscheinend bessere leicht hin zu vertauschen. Treten aber die sicheren Zeichen der Weltwende ein und stürzt das Alte zusammen, so kann man immerhin mit erhöhtem Muth in die Zukunft sehen; denn wenn sich auch auf keine Theorie schwören läßt, wenn auch das Stückwerk der Erfahrung wieder bei jedem Neubau das Beste thun muß, so ist doch diese Erfahrung selbst durch die Geschichte gereift und durch die Statistik aufgeklärt. Der gegenwärtige Wendepunkt der Menschheit selbst aber dürfte dem ersten, noch unsicheren Uebergang aus dem Kindesalter in die Jahre der Mündigkeit vergleichbar sein.

Die wichtigste Frage, die sich uns hier aufdrängt, ist die, ob der Kampf um das Dasein, welcher nicht nur die Quelle der meisten socialen Uebel, sondern gradezu das eine, große, unter wechselnden Gestalten immer wieder erscheinende Grundübel ist, sich überhaupt beseitigen läßt, oder ob er nicht vielmehr, als ein ewiges Naturgesetz, durch unabänderlichen Schicksalspruch dem Menschengeschlecht so gut wie allen andern organischen Wesen auferlegt ist. Hier ist aber zu bemerken, daß das Gesetz nichts weiter sagt, als daß die organischen Wesen ein so starkes Streben haben, sich zu vermehren, daß die einzelnen Individuen im beständigen Vernichtungskampf liegen müssen, und nur ausnahmsweise zur vollen Entwicklung gelangen. Dies Streben liegt auch im Menschen; es ist aber eine ganz andere Frage, ob seine Wirkungen nicht durch entgegenwirkende Bestrebung



aufgehoben werden können. Wir können doch die Verbreitung unserer Kulturpflanzen und unserer Hausthiere regeln; warum nicht die unseres eigenen Geschlechtes?

Am einfachsten wollte hierin der Mann zu Werke gehen, welcher zuerst mit Energie darauf aufmerksam gemacht hat, daß das Vermehrungsgesetz die dauernde Wohlfahrt der Völker unmöglich mache, weil die Vermehrung der Nahrung nicht mit der Vermehrung der Volkszahl gleichen Schritt halten kann. Längst bevor Darwin durch seine lichtvollen Zusammenstellungen bewies, daß der Kampf für das Dasein eben der Normalzustand der ganzen organischen Natur und ihr großartiges Mittel zur Ausbildung und Vervollkommnung aller Arten von Wesen ist, hatte schon Malthus erkannt, daß die Neigung der Menschheit sich in geometrischer Proportion zu vermehren die wahre Quelle aller Leiden der arbeitenden Klassen ist; und er zog daraus den einfachen Schluß, daß das wahre Mittel die allgemeine Glückseligkeit zu fördern, in der Erschwerung der Ehen und überhaupt in der Hemmung der Fortpflanzung der besitzlosen Massen des Volkes zu suchen sei.

Sein Zweck war ein philanthropischer, sein Mittel aber noch grausamer als die Natur selbst. Es ist nicht nur deshalb so grausam, weil in der öden Freudlosigkeit des Daseins der Verkehr mit dem Weibe und die Aufziehung geliebter Kinder so ziemlich das einzige ist, was der großen Masse des Arbeiterstandes das Leben überhaupt noch werth macht; sondern auch deshalb, weil das menschliche Gefühl sich mit aller Gewalt gegen jede Beschränkung der persönlichen Freiheit sträubt, welche die starre Staatsgewalt in

ein Gebiet hinaübergreifen läßt, welches sich höchstens einer vom Individuum selbst als berechtigt anerkannten Sitte unterwirft. Allerdings bestehen noch in vielen deutschen Staaten gesetzliche Hindernisse der Ehe, aber diese gehören eben auch zu den unglücklichsten Einrichtungen, welche bevormundende Afterweisheit einer selbstgefälligen Staatskunst hat hervorbringen können, und ihre Wirkung besteht bekanntlich nur in einer unglaublichen Steigerung der unehelichen Geburten. — Malthus hätte eben so gut den allgemeinen Selbstmord empfehlen oder die bei barbarischen Völkern übliche Aussetzung der Kinder anrathen können.

Uebrigens handeln diejenigen zwar minder grausam, aber keineswegs klüger als Malthus, welche ein ähnliches Ziel auf dem Wege der Ueberredung zu erreichen suchen. Es kann zwar nicht schaden, wenn man dem Arbeiterstand durch statistische Tabellen zeigt, daß in keinem andern Stande, namentlich von Seiten der Männer, die Ehen so früh geschlossen werden; wenn man aber meint, durch Aufklärung über diese Verhältnisse noch etwas mehr erzielen zu können, als eben Aufklärung, so ist man sehr im Irrthum. Ist doch der freie Wille, dem thörichte Erzieher und unwissende Staatsmänner noch so viel zumuthen, eben nur die Form, unter welcher wir uns unserer Handlungen und Entschlüsse bewußt werden, die zwar oft wie ein Blitz aus den Tiefen der Persönlichkeit hervorbrechen, immer aber, sammt der ganzen Natur der Personen, nur ein Produkt der bestehenden Verhältnisse sind. Man ändere diese Verhältnisse, und man wird die Entschlüsse ändern. Da es nun aber eben die höheren Stände sind, welche im Genuß einer reich-

bewegten Jugend, bald von Wissenschaft und Kunst, bald vom Taumel gesellschaftlicher Vergnügungen gefesselt, erst spät den Ernst einförmiger Arbeit und damit denn auch gewöhnlich erst die Neigung zur Begründung einer eigenen Häuslichkeit kennen lernen, so liegt der Schluß sehr nahe, daß ganz dieselben Mittel, welche dazu führen können, dem Arbeiterstand ein reicheres, mit geistigen Genüssen gewürztes Leben zu verschaffen, auch geeignet sein werden, die vorzeitigen Ehen und die Erzeugung einer übergroßen Masse dem frühen Tode verfallener Kinder zu verhindern. Ob aber freilich damit schon der Kampf um das Dasein in eine geregelte Erhaltung und den Mitteln entsprechende Ausdehnung des Menschengeschlechtes umgewandelt würde, ist eine viel weiter greifende und nicht so leicht hin zu bejahende Frage.

Zunächst haben wir uns nun mit der Frage zu beschäftigen, ob nicht das entgegengesetzte Mittel, nämlich eine gesteigerte Produktion von Gütern, welche zum Lebensunterhalt dienen, geeignet wäre, den Kampf um das Dasein in einen definitiven Sieg zu verwandeln, und der Menschheit für ihre Ausdehnung bis ins Unendliche immer noch mehr Mittel zum Unterhalt zu schaffen, als die Summe der jedesmal vorhandenen Individuen zur vollen Entfaltung ihres Daseins bedarf. Da diese Behauptung in vollem Ernste von Max Wirth aufgestellt und sogar als eine vorzüglich beachtenswerthe Widerlegung der Malthus'schen Lehre hervorgehoben ist, so müssen wir, um reinlich, wenn auch ohne gelehrten Apparat, zu verfahren, zunächst die Wahrheit, welche jener Lehre zu Grunde liegt, von der Form, die Malthus ihr gab, wohl unterscheiden.

Denkt man sich, daß ein Elternpaar vier Kinder hat, so können von diesen in der nächsten Generation acht, in der zweitnächsten 16 Personen u. s. w. abstammen. Eine solche Reihe, wie 2, 4, 8, 16, 32, 64 u. s. w. nennt man eine geometrische, im Gegensatz zu der arithmetischen 2, 4, 6, 8, 10, 12 u. s. w.; man sieht, daß die erstere durch Multiplikation, die letztere durch Addition entsteht. Malthus meinte nun, daß sich die Bevölkerung zwar in geometrischer, die Nahrungsmittel aber nur in arithmetischer Reihe vermehren, bis der daraus entstehende Mangel den Ueberschuß an Menschen wieder vernichtet. Man muß freilich nicht denken, er hätte eine so grobe Annahme gemacht, daß eigentlich, wenn nicht gerade der Hunger sie verhinderte, alle Menschen heirathen und jedes Paar durchschnittlich mindestens vier Kinder haben würde. Man kann sich die Sache auch so denken, daß in einer bestimmten Periode die Bevölkerung nur um einen Bruchtheil wächst, z. B. um 2, 4, 8, 16 Zehntel der ursprünglichen Bevölkerung. Wenn dann die Nahrungsmittel aber auch nur um 2, 4, 6, 8 Zehntel der ursprünglichen Menge zunehmen, so müßte doch die Nahrung allmählig immer spärlicher werden, und Hunger und Elend könnten zuletzt nicht ausbleiben.

Malthus machte nun zunächst den Fehler, daß er über die Vermehrung der Lebensmittel eine Annahme machte, die auf nichts begründet ist. Er sah, daß thatsächlich immer mehr Menschen da sind, als ausreichende Nahrungsmittel, und er suchte dies durch seine Annahmen zu erklären. Nun ist aber nur das eine richtig, daß eine Bevölkerung immer strebt, so weit die Mittel es zulassen, sich in geometrischer

Reihe zu vermehren; wie aber die Nahrungsmittel sich durch die Arbeit der Menschen vermehren lassen, das ist ganz unbekannt und hängt in jedem einzelnen Fall von besondern Verhältnissen ab. Es kann sogar vorübergehend der Fall sein, daß Menschen in einem weiten, dünn bevölkerten, fruchtbaren und geschützten Lande durchaus kein Hinderniß finden, sich in geometrischer Reihe zu vermehren, was denn einige Generationen hindurch mit fabelhafter Schnelligkeit geschieht. Endlich aber wird die Vermehrung langsamer, und dies ist schon dem beginnenden Mangel zuzuschreiben.

Ein zweiter Fehler ist der, daß Malthus annahm, die Bevölkerung könne durch ihr Anwachsen gleichsam einen Vorsprung gewinnen, der erst später durch das anwachsende Elend eingeholt wird. Dieser Irrthum ging aus der mangelhaften Kenntniß der Thatfachen hervor; denn im Jahre 1798, als Malthus seine Gedanken über die Bewegung der Bevölkerung zuerst veröffentlichte, war die Statistik der menschlichen Lebensverhältnisse noch sehr unentwickelt. Heutzutage wissen wir, daß das Elend mit seiner Sense in ununterbrochener Arbeit ist, und nur nach guten Ernten, bei steigenden Löhnen und günstigen Verhältnissen etwas langsamer, im umgekehrten Falle dagegen schneller als gewöhnlich sein Vertilgungswerk vollbringt. Es ist gegenwärtig ein Fundamentalsatz der ganzen Bevölkerungswissenschaft, daß eine gesteigerte Vermehrung eines Volkes oder eines Bestandtheils der Bevölkerung nicht durch die vermehrte Fruchtbarkeit, sondern regelmäßig durch die verminderte Sterblichkeit hervorgerufen wird. So steht es z. B. fest, daß in

den meisten europäischen Ländern die Juden sich schneller vermehren, als die christliche Bevölkerung. Es ist aber ebenso sicher, daß dies nicht eine Folge davon ist, daß ihre Ehen etwa reicher mit Kindern gesegnet wären, sondern vielmehr davon, daß bei ihnen die Sterblichkeit geringer ist, daß ein größerer Bruchtheil der Kinder, welche geboren werden, auch zu einem reiferen Alter gelangt, und überhaupt die Lebensdauer durchschnittlich größer ist. Diese geringere Sterblichkeit ist aber wieder hauptsächlich eine Folge davon, daß es den Juden meist gelungen ist, sich ohne schwere körperliche Arbeit eine bequeme Lebensstellung zu erringen, in welcher namentlich auch die Pflege der Kinder einen günstigen Boden findet. — Wo sich die stärkste Anzahl von Geburten findet, da hält meist auch der Tod die rascheste Ernte, und zwar nicht nur unter den Kindern, welche nicht die genügende Pflege finden, sondern auch unter den Erwachsenen, welche unter der Last der Ernährung einer zu starken Familie verarmen und dann leicht einem widrigen Geschick zum Opfer fallen. Der Einzelne kann freilich bei einem kräftigen Körper den Wirkungen des Mangels lange Zeit Widerstand leisten; aber dafür unterliegt ein anderer so viel schneller. Betrachtet man nun die große Masse der Bevölkerung, so macht sich das jedem Statistiker bekannte Gesetz der großen Zahlen geltend, welches jeden Zufall ausschließt. Je größer nämlich die Masse ist, die ich betrachte, desto sicherer wird mir der Durchschnitt aus allen Fällen eine bestimmte Wirkung bestimmter Ursachen angeben. So kann ich durch das Fallen und Steigen der Sterblichkeitszahl den Grad der Entbehrungen des

Ies so sicher beurtheilen, wie durch das Thermo-  
 meter den Temperaturgrad der Luft. Und wenn  
 man fragt, woran denn die Leute eigentlich sterben, da doch  
 das Verhungern und Erfrieren eine äußerste Seltenheit ist,  
 so ist die Antwort einfach die: sie sterben so ziemlich an  
 denselben Todes-Ursachen, wie die Angehörigen der bevor-  
 zugten Klassen, nur schneller. Hier knickt die Entbehrung  
 einen altersschwachen Greis, der bei besserer Pflege weit  
 später an Altersschwäche gestorben wäre, dort nimmt die  
 Schwindsucht einer armen Frau einen rapiden Verlauf;  
 hier trifft es den Säugling, der keine kräftige Milch bekommt,  
 dort die Mutter, die im Wochenbett der Stärkung bedurft  
 hätte. Manche ziehen sich hitzige Krankheiten durch eine  
 Erkältung zu, die ein besser genährter Körper überstanden  
 hätte; andere wissen sich nach einer geringen Störung des  
 organischen Kreislaufs nicht mehr zu erholen und stechen  
 hin. Die schlechte Luft elender Zimmer, in denen neben  
 dem Krankenbett gekocht, gewaschen, hin und her gegangen  
 wird, wo Kinder schreien, wo zahlreiche Personen athmen,  
 ist ohnehin eine Tod bringende Umgebung; aber in guten  
 Zeiten könnte man vielleicht ein Zimmer mehr mietzen, ein  
 Stück Arbeit ausgeben, die Kohlen weniger schonen und  
 häufiger lüften — kurz, die Todes-Ursachen stecken in jedem  
 Winkel, der Eine kommt noch einmal eben durch, der Andere  
 nicht, und wenn man die Sterbeliste nimmt, addirt, divi-  
 dirt und das Resultat mit den Erfahrungen in den geschütz-  
 ten Ständen vergleicht, so hat man das Verzeichniß der im  
 Kampf um das Dasein Gefallenen vor sich. Und neben  
 den Gefallenen gibt es auch Verwundete! Eine ungleich

größere Zahl hat sich äußerlich erholt oder gar keine Krankheit erlitten, trägt aber doch den Keim eines frühen Todes in den Anfängen der Schwindsucht, in einem chronischen Magenübel, in Blutarmuth und hundert andern Ursachen mit sich und schleppt so die Wirkungen einer Handelskrisis, eines strengen Winters oder einer fehlgeschlagenen Ernte in spätere Jahre hinüber. Da nun beständig theils solche geschwächte Personen, theils die von Natur zarten und der Pflege bedürftigen kleinen Kinder in Menge vorhanden sind, und dem Leben aller dieser Individuen jede Zugabe an Verpflegung zu gute kommt, so wirkt der Mechanismus, welcher die Zahl der vorhandenen Menschen nach der Zahl der vorhandenen Subsistenzmittel regelt, in industriellen und bereits einem Generationen alten Druck unterworfenen Gegenden mit einer außerordentlichen Feinheit und Präcision. Die Wahrheit der Malthus'schen Lehre besteht also darin, daß das Anwachsen der Bevölkerung beständig die Grenze erreicht, welche das Anwachsen der Subsistenzmittel zuläßt.

Merkwürdig ist, daß Malthus selbst diesen Satz, den er noch nicht beweisen konnte, mit ungewöhnlichem Scharfsinn errathen hatte und sogar die ganze von Darwin kürzlich ausgeführte Verallgemeinerung schon erfaßt hatte. Ein geistreicher französischer Statistiker, Guillard, hat sich das Vergnügen gemacht, Malthus gleichsam in zwei Personen zu spalten, die eine, welche in den oben nachgewiesenen Vorurtheilen befangen ist, die andere, welche die richtigere Erkenntniß schon gewonnen hat. Von den Sätzen, welche dem letzteren Malthus angehören, wollen wir einige hier folgen lassen.



„Die Natur hat im Pflanzen- und Thierreich die Keime des Lebens mit freigebiger Hand ausgestreut, aber sie ist sparsam gewesen mit dem Raum und den Nahrungsmitteln.“

„Die Bevölkerung wächst in demselben Verhältnisse, wie die Subsistenzmittel.“

„Die Lohnhöhe regelt und begrenzt den Stand der Bevölkerung.“

Wir wollen nun sehen, was Max BIRTH gegen MALTHUS vorbringt, und geben zu dem Zweck aus seinen Grundzügen der National-Ökonomie die ganze Stelle, welche den eigentlichen Kernpunkt der Widerlegung enthalten soll und deshalb zum größten Theil dort mit gesperrter Schrift gedruckt ist.

So lange nur der dritte Theil der Erde angebaut ist, und so lange dieser angebaute Theil noch des zehnbis zwanzigfachen Ertrags fähig ist, bleibt die Frage der Lebensmittel eine secundäre. Es kommt darauf an, wie es mit den beiden Faktoren der Güter- und Lebensmittel-Erzeugung steht, mit der Arbeit und dem Kapital. Die Arbeit, oder vielmehr die Arbeitskraft, vergrößert sich vollkommen in demselben Maße mit der Bevölkerung; es fragt sich nur noch, ob das Kapital eben so in geometrischer Progression sich vermehren kann. Wenn dies der Fall, dann ist kein Hinderniß vorhanden, warum die Lebensmittel nicht in gleicher Weise vervielfacht werden könnten, wie die Menschen. Nun verdoppelt sich das Kapital, zu 5 pCt. mit Zinsezins gerechnet, in 14 Jahren; in neuen Ländern, wo der Gewinn höher ist, aber noch weit rascher. Nach MALTHUS selbst ist die schnellste Verdoppelung der Bevölkerung in

Nordamerika innerhalb 16 Jahren vor sich gegangen. Der Zinsfuß steht dort durchschnittlich weit höher als 5 pCt.: so daß das Kapital sich schon in 10 Jahren verdoppeln kann. Nehmen wir an, daß dasselbe in 10 Jahren in Betreff des Kapitals geschehe, so finden wir, daß, während binnen 25 Jahren die Bevölkerung ihre Hände verzweifacht, sich das Kapital mehr als vervierfacht haben kann, daß jene also nach Verlauf der Periode, während welcher die Vermehrung vor sich gegangen, noch mehr Werkzeuge und Kräfte zur Erzeugung von Lebensmitteln haben kann, als vorher. Sind nur Arbeiter und Kapital da, dann hat es mit den letzteren keine Noth."

Man sieht auf den ersten Blick, daß hier nur von einer Möglichkeit die Rede ist. In der That könnte es keinem Vernünftigen einfallen, die Vermehrung des Kapitals durch Zins und Zinseszins wirklich als Maßstab der Vermehrung der Subsistenzmittel der Bevölkerung hinzustellen. Nur insofern ein gespartes Kapital auch als Subsistenzmittel dienen kann, zeigt sich allerdings, daß Malthus mit seiner arithmetischen Reihe Unrecht hat; was freilich kaum eines Beweises bedurfte. Daß aber der Kapitalzins und die Vermehrung der Subsistenzmittel eines Volkes ganz verschiedene Dinge sind, bedarf eigentlich nur einer Erinnerung und keines Nachweises. Es liegt ja z. B. ganz auf der Hand, daß auch in einem Lande, dessen Subsistenzmittel abnehmen, statt zuzunehmen, das Kapital immer noch seine Zinsen trägt, also auch, sofern man annimmt, daß diese Zinsen gesammelt und angespart werden, eine bestimmte Verdoppelungsperiode hat. Besteht nun das A

pital nicht in Geld, sondern etwa in einigen Morgen Ackerland, so ist auch in diesem Falle noch denkbar, daß etwa der ganze Ertrag in Geld oder in natura so lange angespeichert wird, bis er den Werth des Grundstücks und aller inzwischen aufgewandten Bearbeitungskosten erreicht. Es ist nur klar wie die Sonne, daß dies in einem Lande mit abnehmenden Subsistenzmitteln im Allgemeinen nicht geschehen kann, weil eben nicht Ueberfluß, sondern Mangel an Bodenerzeugnissen vorherrscht. Man wird den Ertrag der Acker eben verzehren; der Kapitalist wird wohl meist auch seine Zinsen verzehren, und die ganze Verdoppelung des Kapitals ist, im Großen betrachtet, eine rein ideelle, ein Faktum der Rechnung, welches durch den zum Lebensunterhalt der Menschen nothwendigen Consum im Laufe der Verdoppelungsperiode reichlich aufgewogen wird. Die einzelnen begünstigten Kapitalisten können freilich auch in diesem Falle ihr Kapital thatsächlich verdoppeln. Thun sie dies durch einfache Anspeicherung, so schaffen sie dem Lande keine neuen Subsistenzmittel, sondern sie entziehen ihm solche. Legen sie dagegen das Kapital zur Erzeugung von nothwendigen Lebensmitteln an, z. B. in Drainirung, landwirthschaftlichen Maschinen u. s. w., so können sie unter Umständen die dem Kapitalwerth entsprechende Summe von Subsistenzmitteln schon binnen wenigen Jahren vervielfachen. Dies kann auch durch industrielle Anlagen geschehen, sofern für den Exportwerth Subsistenzmittel importirt werden können. Es ist aber wiederum klar, daß dies in einem armen oder im Verfall begriffenen Lande nur auf vereinzeltten Punkten geschehen wird, indem im Großen und Ganzen aus der Hand in den

Mund gelebt, oder vielleicht auch in Folge eines unaufhalt-  
samen Sittenverfalls das Kapital nicht angelegt, sondern  
vergeudet wird — Alles dies unbeschadet des Zinsfußes und  
der Verdoppelungsperiode.

Wenn nun statt dessen in einem Lande die Erzeugung  
von Subsistenzmitteln zunimmt, so wird der Zinsfuß doch  
davon wenig berührt: Dieser regelt sich nach dem großen  
Kapitalmarkt, während die zur Vermehrung der Produktion  
angewandte Summe vergleichsweise gering und doch sehr  
folgenreich sein kann. Eine verbesserte Düngungsmethode  
kann sich über ein ganzes Land verbreiten, ohne daß dadurch  
eine ungewöhnliche Nachfrage nach Kapital entstände. Seden-  
falls haben die durch solche Verbesserungen etwa hervorgeru-  
fenen Schwankungen des Geldmarktes durchaus kein direk-  
tes Verhältniß zu der Menge der Subsistenzmittel; also  
kann auch die Verdoppelungsperiode des Kapitals durch  
Zins und Zinseszins kein Maßstab für die Vermehrung der  
Subsistenzmittel sein. Wir können überhaupt aus jener  
Verdoppelungsperiode weiter nichts entnehmen, als die asch-  
graue Möglichkeit einer Verdoppelung der Subsistenzmittel.  
Welches sind nun aber die Bedingungen, unter welchen  
diese Möglichkeit zur Wirklichkeit wird? Sie sind sehr ein-  
fach! Zunächst muß der ganze Zinsertrag des Kapi-  
tals gespart werden; denn sonst wird eben einfach der  
Consum die Zinsen wegnehmen und die Verdoppelung tritt  
nicht ein; sodann muß aber auch das Kapital, welches durch  
die Ersparnisse verdoppelt werden soll, so groß sein, daß  
seine Zinsen mindestens dem Werth des halben  
Consums der gesammten Bevölkerung gleichkom-

men. Wie wollte es sonst durch seine Verdoppelung so groß werden, daß es später den Consum einer zweiten, gleich großen Bevölkerung decken könnte? Max BIRTH kommt nun aber auf die erstere Bedingung, daß nämlich die Zinsen auch gespart werden müssen, erst an einer späteren Stelle zu sprechen, auf die letztere aber gar nicht. Was kann uns aber der ganze Vergleich zwischen der Verdoppelung der Bevölkerung und der Verdoppelung des Kapitals durch die Zinsen irgendwie helfen, wenn wir auch nicht die entfernteste Ahnung davon haben, ob es bei einer wachsenden Bevölkerung überhaupt so große überflüssige Kapitalien gibt, daß die Verzinsung derselben den Ueberschuß an Menschen ernähren könnte?

Hätten wohl die Ansiedler von Nord-Amerika, zu der Zeit, da sich ihre Anzahl schon binnen sechszehn Jahren verdoppelte, viel zinsbares Kapital übrig? Gewiß nicht! Ihre überflüssige Arbeitskraft war ihr überflüssiges Kapital, und die günstigen Verhältnisse des weiten, fruchtbaren, unbesetzten Landes erlaubten ihnen, mit ihrer Arbeit so viel zu gewinnen, daß sie eine starke Familie davon mit ernähren konnten. Man sieht, daß in diesem Falle der Faktor der Natur der entscheidende ist. Nächst diesem kommt die Arbeit; das Kapital braucht nicht viel größer zu sein, als einige Werkzeuge, Mundvorrath für ein Jahr und eine Reserve. Der Faktor der Natur darf aber auch da, wo er nicht so auffallend mitwirkt, niemals außer Acht gelassen werden. Was helfen Kapital und Arbeit, wenn der Boden besetzt ist und nicht mehr geben will? Industrie und Handel sind doch schließlich auch auf Landesprodukte angewiesen,

deren Erzeugung ihre Grenze hat. Und wenn diese Grenze noch lange nicht erreicht ist, so ist doch so viel sicher, daß der Ertrag desselben Quantums von Kapital und Arbeit immer kleiner wird, je mehr man sich jener Grenze nähert. Allerdings macht Wirth gleich im Eingange seiner Deduktion uns darauf aufmerksam, daß erst der dritte Theil der Erde angebaut ist, und daß dieser angebaute Theil noch des zehnbis zwanzigfachen Ertrags fähig ist. Kann dies aber irgendwie ein Grund dagegen sein, daß es thatsächlich der Mangel ist, welcher in unsern Gegenden dem stärkeren Anwachsen der Bevölkerung ein Ziel setzt? Zum Auswandern, zur Anwendung neuer Kulturarten gehört immer Geld, Unternehmungslust und Bildung. Die Leute, welche von der Hand in den Mund leben, haben dies Alles nicht und können es nicht haben. Wir wollen einmal zugeben, daß dies Alles Kapital sei, und daß es sonach wirklich nur auf Kapital und Arbeit ankomme, um die Subsistenzmittel zu vervielfältigen. Folgt dann aber nicht ganz einfach, daß dies wichtigste aller Kapitale nicht hinlänglich vorhanden ist, und daß jene Kapitale, welche sich mit 5 pCt. verzinsen und sich in vierzehn Jahren verdoppeln, eben bei weitem nicht ausreichen, um der Menge den Kampf um das Dasein zu erleichtern? Wenn nicht gar das Urtheil so zu stellen ist; daß Geld und Mühe von denjenigen, welche über das große Kapital gebieten, thatsächlich eher auf alles Andere verwandt werden, als auf die Vermehrung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Was nützt uns denn nun die Anhäufung von Kapitalien, welche sich mit Zins und Zinseszins verdoppeln, ohne den Armen mehr Brod zu

schaffen? Was soll es bedeuten, wenn man den Satz ausruft: „Sind nur Kapital und Arbeit da, dann hat es mit den Lebensmitteln keine Noth;“ wenn man diesen Satz in einer Welt ausruft, in welcher die große Masse der Wesen eben durch den Mangel an Lebensmitteln zu Grunde geht?

Wie tief übrigens Wirth in der irrthümlichen Vorstellung befangen ist, als sei die Verdoppelung des Kapitals durch den Zins wirklich ein Maß der Mehrproduktion, zeigt folgende auffallende Fortsetzung der besprochenen Stelle. „Es mag sein, daß das Kapital im Ackerland nicht in allen Ländern 5 pCt. trägt, daß also eine rein Ackerbau treibende Bevölkerung, die sich in 25 Jahren verdoppelte, nach dieser Frist, da das Kapital sich vielleicht erst in 30 Jahren verzweifacht, an den Mitteln zum Unterhalt geschmälert würde; — allein es ist zu erwägen, daß auf der andern Seite das Kapital im Handel und in der Industrie mehr als 5 pCt., oft weit mehr als 10 pCt. trägt, so daß der geringere Gewinn bei dem im Ackerbau angelegten Kapital in dem betreffenden Lande wieder ausgeglichen wird. Es können also 5 pCt. ohne Ueberschätzung als Mittelsatz des Kapitalgewinns angenommen werden. Bei 5 pCt. Gewinnsatz kann das Kapital leicht in 20 Jahren verdoppelt werden, während die Bevölkerung sich im günstigsten Falle in derselben Zeit in demselben Maßstabe vermehrt.“

„Wo die Produktion ihren geregeltsten Lauf geht, da kehrt in jedem Jahre das Kapital mit Gewinn zurück, und nach 20 Jahren ist für die verdoppelte Bevölkerung genügendes Kapital zum Fortbetriebe der Beschäftigung derselben vorhanden. Ob die arbeitenden Hände aber gerade Le-

bensmittel oder andere Waaren produciren, womit sie sich Lebensmittel eintauschen können, ist völlig gleichgültig, wofern sie nur so viel Werthe produciren, daß das Kapital stets mit Gewinn zurückkehrt."

Was in der Welt hat denn der niedrige Zinsfuß der in Grundstücken angelegten Kapitale mit der vorliegenden Frage zu schaffen? Allerdings verzinst sich das in ländlichen Grundstücken angelegte Kapital schlecht; allerdings vermehrt sich die Bevölkerung auf dem Lande langsamer als in industriellen Orten; allein diese beiden Thatsachen verhalten sich nicht wie Ursache und Wirkung, sondern es sind beides Wirkungen ein und derselben gemeinsamen Ursache: der Erschwerung der selbständigen Niederlassung und der Gründung eines eignen Herdes. Der Wunsch, diesen Schritt zu thun, steigert den Preis der ländlichen Grundstücke; die Schwierigkeit in den Besitz zu gelangen verzögert die Ehe. Rücksichten auf die Vererbung beschränken oft die Kinderzahl. Was aber die Verdoppelung des angelegten Kapitals betrifft, so ist der kleine Bauer gewiß höchst selten in der Lage, die Zinsen seines Kaufpreises zurückzulegen. Auch hat Wirth wohl dies eigentlich gar nicht gemeint; er hat vielmehr wohl, wie dies auch volkwirtschaftlich ganz gerechtfertigt ist, die allmähliche Erhöhung des Ertrags durch verbesserte Landwirtschaft, Urbarmachung oder Strecken und andere Anstrengungen mit in die Verzinsung des Kapitals hineingerechnet; dann ist aber zu leugnen, daß wir von der Verzinsung in diesem Sinne irgend eine sichere Kenntniß haben. Zugänglich sind uns nur die Erfahrungen des Kapitalisten, der sein Geld in Grundstücken anlegt.



und etwa die des Oekonom, der die Sache im Großen treibt. Bei diesen kann auch allein das aufgewandte Kapital angegeben werden. Die große Masse des Bauernstandes hat aber jedenfalls einen ganz andern Maßstab dadurch, daß es ihr einerseits an Kapital fehlt, und daß überhaupt der Kleinbetrieb eine Menge technischer Nachtheile hat, daß dagegen andererseits hier Unternehmer und Arbeiter ein und dieselbe Person ist. Während dort der Durchschnittsfuß der Verzinsung auch wenigstens annähernd der gewöhnlichste ist, ist hier der Durchschnitt ganz ideell, weil die Steigerung des Bodenertrages durchaus keine gleichmäßige und regelmäßige ist. Ganze Gegenden stagnieren, während andere im lebhaftesten Fortschritt sind. Für den Kapitalisten macht dies wenig Unterschied, da er in den letzteren eben auch mehr bezahlen muß, und der Pächter den Lohn weiterer Fortschritte, wie billig, für sich nehmen wird. Der kleine Bauer aber nimmt immer den größeren Theil des Kapitals, wodurch er sein Land zu einem höheren Ertrag bringt, als das der Nachbarn, aus seinem Kopf und seinen Armen. — Es gibt aber auch Maßregeln im Großen, welche ohne großen Kapital-Aufwand den Ertrag ganzer Fluren, ja ganzer Landstriche auf einmal um ein ganz Bedeutendes vermehren. So die Zusammenlegung der Grundstücke. Nach Rau (polit. Oekon. I, S. 209. A.) stieg durch die Consolidationen in Nassau der Heu-Ertrag von vierzehnhundert Morgen Wiesen auf mehr als das Doppelte. Wo bleibt da die Berechnung der Verzinsung?

So ist es denn entschieden zu leugnen, daß wir irgend einen Grund dafür haben, anzunehmen, daß bei geregelter

Produktion das Kapital, von welchem die ganze Bevölkerung lebt, sich binnen zwanzig Jahren verdoppelt; es ist als ein ganz verfehltes Unternehmen zu bezeichnen, wenn man den Zinsfuß des geliehenen Kapitals als Maßstab jener Vermehrung benutzen will. Auf direktem Wege können wir überhaupt bis jetzt nicht ermitteln, wie stark die Produktion von Subsistenzmitteln steigt; auf indirektem aber zeigt uns die Statistik mit über jeden Zweifel erhabener Deutlichkeit, daß die Produktion niemals so stark steigt, um den allgemeinen Mangel zu verhüten, welcher dem Menschen im großen Ganzen die natürliche Lebensdauer und Gesundheit nicht zu Theil werden läßt.

Dienach versteht sich schon von selbst, daß es unbegründet ist, wenn Birth im Verfolg obiger Stelle behauptet, daß schon bei einer Ersparniß von vier Fünfteln der Zinsen des in einem Lande vorhandenen Kapitals der Bevölkerung die Mittel zur Subsistenz niemals fehlen können. Er gründet dies auf die Annahme, daß das Kapital sich „unter gewöhnlichen Verhältnissen“ rascher vermehre als die Bevölkerung. „Thatsache ist, daß die Bevölkerung sich nicht rascher als alle 25 Jahre verdoppelt. Thatsache ist, daß das Kapital sich in längstens 20 Jahren, meist aber noch rascher, verzweifachen kann. Thatsache ist es endlich, daß mit Verdoppelung der Bevölkerung sich auch die Arbeitskraft verdoppelt.“ Von diesen Sätzen ist keiner richtig; der letzte deshalb nicht, weil der Procentsatz der Kinder höchst verschieden ist, doch ist das Nebensache. Die angenommenen Perioden von 20 und 25 Jahren geben aber den falschen Anschein eines möglichen und sogar wahrschein-

lichen Ueberschusses von Subsistenzmitteln, und es ist von Wichtigkeit, sich darüber keine Illusion zu machen, daß dieser Ueberschuß im Allgemeinen nicht besteht. Wo die Statistik uns einen Ueberschuß des Consums von Fleisch, Brod u. dgl. auf den Kopf der Bevölkerung nachweist, da hat dies jedesmal seine besondern Gründe, und es kann ebenso wohl das Gegentheil vorkommen, ohne daß der Zins des angehäuften Kapitals sich wesentlich ändert.

Der wichtigste Punkt der ganzen Frage liegt übrigens immer in der Kritik des gegenwärtigen Zustandes, oder, wenn man denn streng in der Theorie bleiben will, in der Kritik des Zustandes, von welchem man ausgeht. Geht man von einem möglichst günstigen Zustande aus, bei welchem eine Bevölkerung mit leichter Mühe der Natur die Nahrung abgewinnt und dabei zugleich mit allen Vortheilen der Kultur sich gegen Kälte und Sonnenbrand, gegen wilde Thiere und feindliche Stämme zu schützen weiß, so wird man immer finden, daß dieser günstige Zustand sich mit der Vergrößerung der Bevölkerung verschlechtert. Geht man dagegen einfach von den gegenwärtigen Verhältnissen Deutschlands, Frankreichs und anderer neueren Kulturvölker aus, so muß vor allen Dingen immer wieder an die Thatsache erinnert werden, daß diese Völker seit unabsehbarer Zeit bereits im Kampf um das Dasein begriffen sind; daß sie in ihrem Bestande schwanken, je nachdem die Produktionskraft über die Vernichtung durch Mangel und Elend den Sieg davon trägt, oder umgekehrt. Hält man dies fest, so kann man nicht nur zugeben, daß die Vermehrung der Mittel zum Lebensunterhalt mit der Vermehrung der Bevölle-

rung Schritt halten kann, sondern man sieht sogar, daß dieser Zusammenhang einen unglaublich einfachen Grund hat. Es ist eben die Regulierung der Volksvermehrung durch den Mangel. Es ist dabei ziemlich gleichgültig, ob man mit Malthus annimmt, daß sich die Bevölkerung in 25 Jahren naturgemäß verdoppelt, oder ob man mit Mappäus sich daran hält, daß die Bevölkerung auch in den günstigsten Fällen nicht über 3 pCt. jährlich zu steigen pflegt. Thatsache ist, daß es Entbehrungen sind, welche ihrem stärkeren Steigen Schranken setzen. Thatsache ist, daß die große Masse diese Entbehrungen um so bitterer empfindet, je deutlicher sie ein schöneres und geschützteres Dasein an den Bevorzugten der Gattung wahrnimmt. Thatsache ist, daß das Verhältniß der Produktion von Subsistenzmitteln zur Bewegung der Bevölkerung das wichtigste aller socialen Probleme in sich schließt.

Wir sahen bisher; daß Malthus, der erste, der auf das große Problem aufmerksam machte, den Knoten mit dem Schwert zerhauen und der Vermehrung der Bevölkerung mit Gewalt einen Damm setzen wollte. Wir haben uns sodann befaßt mit dem Versuche Max Wirths, zu zeigen, daß die Sache in Wirklichkeit nicht so schlimm sei, als man meint; denn darauf läuft doch die ganze Beweisführung, die wir oben widerlegten, hinaus. Es bleibt nun die Frage übrig, wie sich denn die Legion der volkswirtschaftlichen Schriftsteller in dieser Frage verhält, und welche Rolle der Kampf um das Dasein in den brennenden Fragen der Gegenwart, insbesondere in der Arbeiterfrage, spielt.

Hiebei ist denn zunächst zu bemerken, daß die große Masse derjenigen, die sich an der Lösung der socialen Fragen versuchen, das Naturgesetz der Concurrnz um das Leben nicht kennt, oder nicht hinlänglich beachtet; daß dagegen die Männer der Wissenschaft es in mehr oder weniger deutlicher Form einstimmig anerkennen, ohne sich eben sehr dadurch zu eifriger Bekämpfung dieses Zustandes gestachelt zu fühlen. So herrscht hier eine Theilung der Arbeit von höchst unfruchtbarer Art: die Einen haben den Eifer; die Andern die Einsicht. Von Jenen werden manche treffliche Dinge angeregt, ja, oft Dinge, die in einem gewissen Sinne betrachtet, mehr Werth haben könnten, als die materielle Verbesserung. Man sucht die Sitten zu verbessern, den Branntweingenuß einzuschränken, den Volksunterricht zu heben, die Segnungen der Kirche oder auch die Segnungen der Aufklärung zu verbreiten; und man übersieht dabei gewöhnlich, daß der Wettbewerb um das Dasein stets mit neuem Elend auch neue sittliche Uebel zeugen wird. Von Diesen, den Theoretikern, wird in stetigem Streben ein immer vollständigeres Bild der socialen Zustände entrollt; sie zeigen uns die Sterblichkeitsverhältnisse der Armen und der Reichen, der Landbewohner und der Arbeiter der Industrie. Sie verfolgen (Marc d'Espine) den Einfluß einer besseren oder schlechteren Pflege von der Wiege bis zum Grabe durch alle Stadien des Lebens; sie zeigen uns durch Jahrhunderte hindurch den Einfluß der Getreidepreise auf die Sterblichkeit (Legoyt); sie berechnen die mittlere Lebensdauer für die verschiedensten Berufsclassen (Engel). Fast alle namhaften Nationalökonomten endlich entwickeln, wie die Lohnhöhe

durch den Anwachs der Bevölkerungen beschränkt wird. Seit Malthus aber hat Niemand mehr einen namhaften Versuch gemacht, Vorschläge darüber zu machen, wie sich die Menschheit den Verwüstungen des Wettbewerbs um das Dasein entziehen könnte.

Im Grunde ist dies auch den Männern der Wissenschaft kaum zuzumuthen; denn einmal bedarf die Förderung der reinen Erkenntniß einer gewissen Gemüthsruhe und Freiheit von störenden Gefühlen und Bestrebungen. Sodann aber ist auch der Fall so verzweifelter Natur; die Mittel, jener Vernichtung des hoffnungsvollen Lebens zu entgehen, sind, wenn es deren überhaupt giebt, so ganz außerhalb der gewöhnlichen Wege zu suchen, daß Männer, welche ihrer ganzen Stellung nach auf den Ruf der Besonnenheit und der nüchternen Kritik Anspruch machen, sich nicht sehr geneigt fühlen können, mit ihren etwaigen Einfällen hervorzutreten.

Wir dürfen jedoch nicht verschweigen, daß es noch einen ganz andern Grund giebt, welcher vielleicht beide Klassen von Männern, die diese Frage berühren, davon abhält, auf eine Aenderung dieses schlimmsten Uebelstandes der gesellschaftlichen Zustände bedacht zu sein. Es ist dies ein falscher Begriff vom Wesen des Staates in Verbindung mit der Furcht vor einer allgemeinen Revolution. — Seit den Zeiten des griechischen und römischen Alterthums gefallen sich Philosophen und Politiker darin, den Staat als einen großen Menschen zu betrachten, zu dem sich die einzelnen Stände verhalten, wie verschiedene höhere oder niedere Seelenvermögen, oder auch wie verschiedene Theile des Körpers.

Aristoteles, der einflussreichste aller Philosophen, ließ sich zwar auf solche Bilder nicht ein, aber auch er hält im Staat das Ganze für wichtiger als die Theile; und wie bei denen die den Staat einem Menschen vergleichen, eigentlich alle andern Theile nur da sind, um dem denkenden Haupte zu dienen, so liegt bei Aristoteles der Zweck des Staates in der Herstellung eines vollendeten — und natürlich auch tugendhaften! — Lebens unter den Bevorzugten. Nicht nur die Sklaven, sondern auch die Bauern und Handwerker sind nur dazu da, um dies höhere Leben der Bevorzugten möglich zu machen. Diese aristotelische Lehre war mit dem ganzen Zustand der antiken Kultur in Uebereinstimmung. War doch die vollendetste Bildung, die wir bis auf den heutigen Tag kennen, die griechische, gar nicht denkbar ohne die Arbeit der Sklaven! — Unsere neueren Staatswissenschaften entstanden theils unter dem nachwirkenden Einfluß des Alterthums, theils unter dem Einfluß der modernen Fürstengewalt. Von dem letzteren Standpunkt aus löst sich die Frage noch einfacher. Für den absoluten Monarchen ist die Statistik gleichsam nur ein Maßstab für seine Macht, seinen Reichthum, seine Größe, auf die es vor allen Dingen ankommt. Daß diese Anschauungen auch auf den Männern der Wissenschaft lasten, ist aus der Theilung der Arbeit auf geistigem Gebiet sehr leicht zu erklären. Bei der Seltenheit einer freien, die Resultate aller Wissenschaften in einen Brennpunkt sammelnden Philosophie sind auch unsere gelehrtesten und erfolgreichsten Forscher bis zu einem gewissen Grade Kinder des allgemeinen Vorurtheils, indem sie zwar in ihrem engeren Kreise

sehr scharf sehen, außerhalb desselben aber nichts. Rechnet man dazu das Unglück einer vom Staat bezahlten und gewerbsmäßig betriebenen „Philosophie“, welche stets bereit ist, das Bestehende für das Vernünftige zu erklären, so wird man genug Gründe der Zurückhaltung entdecken, wo einmal die wissenschaftlichen Fragen selbst so ganz unmittelbar auf die Elemente zukünftiger Weltrevolutionen hinführen, wie dies in dem Gesetz der Konkurrenz um das Dasein der Fall ist. Man hält sich daher meist ruhig daran, daß die wachsende Bevölkerung auch die Macht des Staates vermehrt, daß auf der Basis der Industrie mit ihrem ganzen Sammer eine blühende Kultur sich erhebt, und daß endlich sogar die Noth, indem sie z. B. zur Auswanderung treibt, die Keime der Kultur in immer neue Weltgegenden verpflanzt. Ganz als ob noch heute die Masse, gleich den Sklaven des Alterthums, nur dazu da wäre, die Folie zu bilden für die Entfaltung der Blüthen des höheren Lebensgenusses, wie bei einem Baum, der eben auch ein Ganzes bildet, nur der Wipfel dazu da ist, Blüthen und Früchte zu tragen, während der Stamm die Last zu tragen hat und die Wurzeln aus dem Dunkel der Erde — gleichsam als die arbeitenden Klassen dieses Staates — die Nahrung zu saugen haben. Man freut sich über die steigende Macht des Staates, als ob gar keine Individuen da wären, die unter dem immer steigenden Druck der Konkurrenz um das Dasein zu leiden hätten, oder als ob es eben nur darauf ankäme, die Herden eines glücklichen Besitzers zu vermehren. Der Gedanke vollends, daß ein Staat sich einmal auflösen, daß dieses „höhere Ganze“ untergehen könnte, wird mit der



Vorstellung des völligen Ruins, des einfachen Untergangs verknüpft. Daß sich sämmtliche Individuen oft nach einem solchen Untergang weit munterer befinden, als früher, kommt gar nicht in Betracht; das „Ganze“ ist ja die Hauptsache, die „Macht“ ist die erste und wichtigste Eigenschaft dieses Ganzen und der „Staatswillen“ muß ja unbedingt durchgeführt werden! Auf diese Weise kommt man dazu, die ganze Geschichte zu vergessen; zu übersehen, daß unsere Staaten wenigstens darin den lebenden Wesen gleichen, daß sie sterben müssen, und daß von Zeit zu Zeit neues Leben aus den Ruinen emporkeimen muß, wenn sich das Leben überhaupt erhalten soll.

Daher denn auch die Verhorrescirung jeder Revolution. Man sollte sagen, nichts sei philosophisch leichter zu erkennen, psychologisch leichter zu begründen, in der Geschichte leichter mit Händen zu greifen, als daß die bestehenden Formen des Staatslebens immer nur den Anforderungen gewisser Zeitverhältnisse und Bildungsstufen entsprechen, daß sie aber theils durch die Macht der Gewohnheit, theils durch die Gewohnheit der Macht sich länger zu erhalten pflegen, als diese Stufen dauern, daß sich auch dem berechtigten Verlangen nach neuen Zuständen ein materielle Widerstand entgegenzustellen pflegt, der, mit größerer oder geringerer Erschütterung, von den treibenden Kräften der neuen Zeit gesprengt wird. Und nun höre man dagegen, wie einer der ersten Philosophen der Gegenwart, dessen Namen wir hier aus Schonung verschweigen, sich über die Revolutionen äußert:

„Jede Revolution fehlt gegen den Grundbegriff des

Staates; denn es wirft sich ein Theil auf, vor dem Ganzen zu sein, und das Vernunftrecht kehrt ins Faustrecht zurück. Da der Staat die Bedingung für die Verwirklichung alles Rechtes ist, so ist er schlechtthin unverleßlich; und das Gesetz muß ihn schützen, wenn es überhaupt das Recht schützen will."

"In der Revolution, welche ungehemmt ihrem Zuge folgt, kommt das Unheil des entfesselten natürlichen Menschen zu Tage. Die allgemeine Vernunft wird von leidenschaftlichen erregten Kräften überholt; und die Leidenschaft, welche nur auf sich hört, hält sich für Vernunft und verzerrt das sittliche Maß, welches sie nur nach sich bestimmt. Die sittlichen Empfindungen, welche an das Alte banden, werden durch Spott zersezt. Gehorsam heißt nun Knechtessinn, Mäßigung Feigheit, dagegen Frechheit Freimuth, selbst Frevel an der menschlichen und göttlichen Ordnung Heldenthum. Nur durch einen solchen Schein, nur durch solche sittliche Spiegelbilder der sophistischen Leidenschaft vermag sich das Unrecht vor sich selbst und vor Andern zu halten." — —

"Wie der Krieg, den kein Vernünftiger an und für sich sucht, mögen auch Revolutionen Gutes mit sich führen, aber nur nebenbei und in Seitenwirkungen, indem sie Kräfte erregen und Charaktere hervorbringen. Aber nicht die, welche Revolutionen stiften, darf die Geschichte preisen, sondern nur die, welche in unvermeidlichen oder unvermiedenen Revolutionen den Sturm beschwören, das Recht festhalten, in der Zerrüttung schaffen und den umgestürzten Staat fester und gerechter aufrichten."

Hören wir aber auch dagegen eine Aeußerung eines unserer anerkanntesten Staatsrechtslehrer von leidlich conservativer Richtung. Wir brauchen seinen Namen nicht zu verschweigen; es ist R. v. Mohl, der sich so über die Revolutionen ausspricht: „Gewaltsame Umwälzungen sind keine bloße Naturgewalt und Thatsache, weil sie die logisch richtigen Folgen menschlicher Fehler und Leidenschaften sind, und schon in ihren Ursachen vermieden, möglicherweise selbst noch im Verlaufe durch stärkere Gegenmittel aufgehalten werden können. Unrecht und Unsitlichkeit aber sind sie nur, wenn sie ohne hinreichende Rechtfertigung begonnen wurden, d. h. wegen unwichtiger Beschwerden, ohne vernünftige Aussicht auf Erfolg, und so lange noch andere regelmäßige Mittel zur Abhülfe vorhanden waren. Allerdings führen sie in der Regel unermessliche Uebel und Verbrechen mit sich; allein die größere Hälfte der Schuld trifft Diejenigen, welche durch Beharren auf unerträglichem Widerfinne und Unrechte zu einem so fürchterlichen und so unsicheren Heilmittel hingedrängt haben. Die Frage ist schließlich eben hier, wie noch in einigen anderen Fällen des Staatslebens, ob der Mensch Gewalt und Unrecht bis zu wesentlicher Beeinträchtigung seiner ganzen Lebenszwecke widerstandslos zu tragen verpflichtet und sittlich berechtigt ist? Ob es im Staatsleben keinen Zustand der Nothwehr gibt?“

Bei alledem ist die Furcht vor der Revolution in der Gegenwart doch etwas mehr, als eine verzeihliche Schwäche. Sind doch diesmal nicht nur die Einzelnen in ihrer Ruhe, in ihrem Besitzstand, in ihren liebgewordenen Gewohnheiten, in dem Wohl ihrer theuersten Angehörigen bedroht;

sondern es steigt nur zu leicht der schreckende Gedanke empor, daß es sich früher oder später um den Umsturz des Bestehenden in einem viel eminenteren Sinne als jemals vorher handeln könnte. Nun kann eine solche Furcht, so allgemein sie verbreitet sein mag, doch freilich auch irrtümlich sein. In den Wirren der Reformationszeit glaubten viele geistig hochstehende Männer fast an den nahen Weltuntergang; diesmal spricht man nur vom Untergang unserer Kultur. Bei allen revolutionären Bewegungen der Neuzeit taucht dieser Gedanke wieder auf. Am bekanntesten ist, wie der treffliche Niebuhr sich durch die vergleichsweise geringen Stürme des Jahres 1830 so erschrecken ließ, daß er zu fürchten begann, Europa werde in die Barbarei zurücksinken. Aber gewiß ist auch, daß grade ein Geist wie Niebuhr sich gewiß nicht so durch den augenblicklichen Lärm hätte schrecken lassen, wenn ihm nicht sein tiefer Einblick in die Geschichte und das Staatsleben alter und neuer Zeit ein Gefühl davon gegeben hätte, daß eine so furchtbare Gefahr in der That in der Luft liege.

Und, was ist denn auch, bei Licht besehen, die Weltwende, welche jetzt von vielen Seiten verkündet wird, wesentlich Anderes, als eine freundlichere Bezeichnung für dasselbe unheimliche Unbekannte, welches Andere als den bevorstehenden Untergang unserer ganzen Kultur bezeichnen? Kann auch eine „Weltwende“ in friedlicher Form gedacht werden, so bleibt sie deshalb doch nur ein friedlicher Untergang der alten Formen der Kultur, weil sie eben den Anfang eines ganz neuen Zustandes bezeichnen soll. War doch das Christenthum sogar eine Weltwende, welche ihren Sieg

auf dem Wege eines beständigen Unterliegens gewann, und welche deshalb doch stark genug war, die Trümmer der antiken Kultur vom Erdboden zu fegen. Eine Revolution aber, welche hervorginge aus einem allgemeinen Aufstreben der Bevölkerungsschichten, die das Ringen um ihr Dasein müde sind; eine solche Revolution würde, selbst unterdrückt, geschweige denn siegreich, einen tieferen und allgemeineren Einfluß üben, als je eine frühere. Die Frage, ob denn unsere gegenwärtige Kultur, in welcher jedenfalls geschmackloser Lurus, gespreizte Scheinbildung und egoistische Blafirt-heit eine hervorragende Rolle spielen, die Sympathie edler Männer wirklich in so hohem Grade verdiene, wollen wir hier eben so wenig erörtern, als die entsprechende, ob nicht alle Aussicht vorhanden wäre, binnen Kurzem die Keime einer einfacheren, aber gesunderen und harmonischeren Bildung aus unsern jetzt durch den Druck des Lebens niedergehaltenen Volksschichten hervorgehen zu sehen. Wer den Menschen wirklich im vollen Sinne des Wortes als Menschen anerkennt; darf auch ohne solche Hoffnung nicht zweifelhaft darüber sein, auf welcher Seite er steht, wenn das Bewußtsein einer höheren Bestimmung in den Massen zum Durchbruch kommt. Es gilt für ihn nur, den Uebergang in den neuen Zustand zu erleichtern, die Kämpfe zu mildern, und von den ewigen Gütern der Menschheit hinüber zu retten, was er vermag. Einen bewußten Widerstand gegen eine solche Bewegung, sobald sie mit unverkennbarer Allgemeinheit und Tiefe hervortritt, würde nach unserer Ansicht der volle Fluch treffen müssen, den der kurzsichtige Doktrinär der Revolution als solcher entgegenschleudert. Wir

können uns hier auch nicht lange mit dem etwas spitzfindigen Unterschiede zwischen Evolution und Revolution aufhalten. Sobald man diesen Unterschied macht und unter ersterem eine großartige, innerlich berechnete Entwicklung versteht, welche unter gesetzlichen Formen zu einer Umgestaltung der öffentlichen Zustände führt, dann kann der ruhige Denker sich nur für die Evolution aussprechen. Das A setzen eben diejenigen davor, welche sich einer berechtigten Entwicklung mit äußerer Gewalt, gestützt auf die Rechtsformen einer vergangenen Zeit entgegenstellen.

Ob wir nun gegenwärtig nahe vor einer solchen Periode des Umschwungs stehen oder nicht, kann natürlich Niemand wissen. Wir haben bisher nur versucht, die thörichte Sicherheit aufzurütteln, die Elemente zu einem solchen Proceß in der Gegenwart nachzuweisen und dabei den unwillkürlichen Haß des Philisters gegen alles Neue und werdende — um nicht zu sagen gegen alles Erhabene und Heilige — nach Kräften zu bekämpfen. Wir haben noch nicht von der unmittelbaren Gegenwart gesprochen. Was wir vor Augen sehen, ist wie ein Feuer bei Nacht, dessen Entfernung nicht zu schätzen ist. Ja, was den Gedanken der Weltwende betrifft — einen Lieblingsgedanken Cassalles, der im Allgemeinen wohl aus dem Fortschritt der letzten Jahrhunderte zu entnehmen ist — so möchten wir uns zu der Ansicht bekennen, daß ihre Nähe noch nicht in so engem Sinne aufzufassen ist, und daß ihr noch manche Vorspiele vorangehen werden, deren eines vermutlich die Arbeiterfrage liefern wird. Zu gering wird man freilich auch die Bedeutung einer Frage nicht anschlagen dürfen,

die mit unverkennbar tiefem Zusammenhang jetzt gleichzeitig in Deutschland, Frankreich, England und Italien einer Krisis entgegenreißt, während jenseit des Oceans durch einen verwandten Zug der Zeit auf Tod und Leben um den Fortbestand der Sklaverei gekämpft wird.

Vom Standpunkte der vorausgehenden Betrachtung aus, wird man leicht erkennen, daß die Arbeiternoth der Gegenwart nichts ist als die den gegenwärtigen ökonomischen Verhältnissen entsprechende Form des allgemeinen Kampfes um das Dasein. Es ist wahr, daß die Arbeit unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage zu einer Waare geworden ist, die gleich andern Waaren zu Markte geht. Es ist wahr, daß es eine sich nicht sehr hoch über die Verzweiflung erhebende Linie giebt, welche der Arbeitslohn im Großen und Ganzen nicht überschreiten kann, weil dann der Regulator des Elends nachläßt, die Bevölkerung sich mehrt und das Angebot der Arbeit steigt, bis der Lohn wieder fällt und die Vernichtung des Lebens ihre Schuldigkeit thut. Man kann wohl darüber streiten, ob dieser Mechanismus, der durch Ferdinand Lassalle als das Ricardo'sche Gesetz bekannt geworden ist, wirklich den Namen eines „Gesetzes“ verdiene, man kann über den größeren oder geringeren Spielraum streiten, welchen günstige Verhältnisse gestatten mögen; man kann endlich — und das dürfte das allein Wichtige sein — bei der näheren Betrachtung der Ansprüche verweilen, welche eine Generation von Arbeitern an das Leben macht, und deren verschiedene Höhe von bedeutendem Einfluß sein kann; aber man kann in keiner Weise leugnen, daß die Erscheinung selbst von der

Statistik beobachtet, von der Theorie gefordert und von der Wissenschaft gelehrt wird. Der Umstand, daß sie kürzlich dennoch in Deutschland mit vorübergehendem Erfolg geleugnet wurde, wird noch in späten Zeiten als ein Staunen erregender Beweis für den Einfluß, aber auch für die Leichtfertigkeit der Tagespresse betrachtet werden können.

Weniger überraschend ist der Umstand, daß man bisher noch nicht hinlänglich beachtet hat, daß eben das Ricardo'sche Gesetz — um es kurz zu sagen — nur ein Specialfall des Darwin'schen Gesetzes ist, und daß daher auch die Betrachtung jenes Gesetzes für sich allein entweder gar nicht zur Lösung der Arbeiterfrage führen kann, oder doch nur zu einer solchen Lösung, welche dem Kampf um das Dasein eine, zur Abwechslung vielleicht erträglichere Form verleiht. Auf diese Schwierigkeit werden wir zurückkommen, wenn wir auf die in Betreff der Arbeiterfrage jetzt streitenden Theorien näher eingehen können. Dies ist jedoch von der richtigen Höhe der Betrachtung aus nicht möglich, so lange wir nicht einen ferneren Schritt zur Ermittlung der allgemeinen Gesetze des gesellschaftlichen Lebens gethan haben.



## Zweites Kapitel.

### Der Kampf um die bevorzugte Stellung.

---

Der Kampf um das Dasein geht schon in der großen organischen Natur oft unmittelbar über in den Kampf um die bevorzugte Stellung; allein die Erscheinungen, die wir hier zu entwickeln haben, sind doch so eigenthümlich für den Menschen, daß wir aus der allgemeinen Naturbetrachtung fast nichts zu entnehmen haben, als die Wiederholung jenes grausamen Mechanismus der Erzeugung und Vernichtung auf einem höheren Lebensgebiet. Während Pflanzen und Thiere sich nur um die Behauptung des wärmsten, feuchtesten oder geschütztesten Plätzchens oder der fruchtbarsten Weideplätze streiten, und höchstens die Häupter der Heerden in physischem Kampf ihre Rangordnung feststellen, hat der Mensch eine solche Menge verschiedener Rangordnungen, eine solche Anzahl bevorzugter Stellungen aller Art in das System seines gesellschaftlichen Daseins aufgenommen, daß wir hier das Schaffen besonderer, bei den Thieren nur wenig entwickelter Triebe nicht verkennen können. Und, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß grade in dieser

reich entwickelten Organisation des Zusammenlebens die höhere Natur des Menschen sich kund gibt, so liegen doch auch ganz unzweifelhaft eben in den großartigen Abstufungen des Wohlbefindens und der Garantie des Daseins, welche sich mit der Organisation der Menschheit verbinden, die schlimmsten Uebelstände, so lange noch die große Masse der Menschheit die ganze Last des Wettbewerbs um das bloße Leben zu tragen hat.

Das Grundgesetz des Kampfes um die bevorzugte Stellung ist wieder dasselbe, wie beim Kampf um das Dasein: die Reime der Befähigung und Neigung zu einer leitenden Stellung sind in Massen ausgestreut und die große Mehrzahl derselben ist von der Natur zur Verkümmern bestimmt. Der Umstand, daß der Mensch diese Verkümmern empfindet, daß er ein schmerzliches Bewußtsein davon hat, wenn er nur seine niederen Fähigkeiten gebrauchen kann, während die höheren sich in ihm regen, ihn zu einer weiter gehenden Thätigkeit treiben möchten, die ihm ewig versagt bleibt, während Andere neben ihm sie fröhlich ausüben: dieser Umstand beirrt den eisernen Gang der Natur nicht im mindesten. Die Last des gewöhnlichen Kampfes um das Dasein ist es, die sich den aufstrebenden Kräften entgegensezt. Dieser Druck hat also beständig einen Gegendruck: nimm ihn auf irgend eine Weise weg, und es schießen in ungeahnter Fülle Gestalten empor, welche oft die früheren Herrscher und Leiter der Völker in ihren Leistungen weit übertreffen. Verstärke den Druck, und alle die herrlichen Talente werden verkümmern, mit dem Bewußtsein, daß sie

verkümmern. Der Umstand, daß dieser Sachverhalt bisher so wenig beachtet wurde, verschlimmert das kränkende Bewußtsein der Unterliegenden noch, indem Jeder zu glauben pflegt, daß er allein der Zurückgesetzte, er allein der vom Schicksal Verfolgte sei. Wenn daher ein solcher sich über Mangel an Beförderung beklagt und Andere ihn als einen eiteln Mißvergnügten betrachten, so haben oft in gewissem Sinne beide Theile recht; nur sollte der erstere einsehen, daß der größere Theil seines Vorwurfs die Natur trifft, und die letzteren sollten bedenken, daß in der Regel unter solchen Gefühlen wirkliche Kräfte verborgen sind, die sich zugleich als unbefriedigte Triebe darstellen.

Es ist nur ein tief gewurzelter Irrthum, welcher eine ungerechtfertigte Verherrlichung der Großen, und eine Kränkung der Zurückgesetzten in sich schließt, wenn so oft behauptet wird, daß jedes wahre Talent, oder mindestens jedes große Genie sich durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens durcharbeite, und endlich sein Ziel mit einer gewissen dämonischen Nothwendigkeit erreiche. Ein unbefangener Blick ins Leben zeigt uns ein ganz anderes Bild. Hier sind überall Viele berufen, aber Wenige auserwählt. Will man die begünstigenden Umstände und Wendungen des Lebens selbst mit in die Rechnung aufnehmen; dann ist freilich kein Zweifel, daß es eine höhere Nothwendigkeit gibt, nach welcher der Eine sich durcharbeitet, der Andere zurückbleibt. Das hat aber gar nichts mit der Wahrheit, auf die wir hinweisen, zu schaffen: daß für jede höhere Stellung im Menschenleben, sei es nun auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst, sei es im Staatsdienst oder in der Armee, oder

endlich in den Stufenfolgen der Industrie vom einfachen Arbeiter bis zum reichen Fabrikanten — daß es für jede solche Stellung zahlreiche befähigte Bewerber gibt, deren Talente entweder ganz unbekannt bleiben, oder verkannt werden, oder trotz der Anerkennung im Wettbewerb zurückstehen müssen. Wo dies scheinbar nicht so ist, da sind immer die Anforderungen den Verhältnissen nicht entsprechend. Namentlich vergißt man, die Einwirkung der höheren Stellung auf die Entwicklung der Anlagen mit in Anschlag zu ziehen. Man vergleicht die Bewerber mit den Leistungen eines Mannes, der die höhere Stellung schon längere Zeit inne hatte, und der nun ersetzt werden soll. Da findet man denn, daß nicht nur eigentlich kein einziger Bewerber etwas taugt, sondern daß auch der so unersetzliche Mann schon in seiner ganzen Person, in seinem ganzen Wesen etwas mehr darstellte, als diese Bewerber. Der Fabrikherr hat vielleicht unter seinen hundert Arbeitern zwanzig, welche das Zeug zu einem tüchtigen Meister in sich haben, aber sie sehen nicht recht danach aus; würden auch einige Zeit dazu brauchen, um sich einzuarbeiten. Dann will man sich dem Risiko einer verfehlten Wahl nicht aussetzen; man nimmt einen Mann, der sich schon anderswo bewährt hat. An dessen Stelle kommt wo möglich wieder ein Bewährter, und so weiter, bis irgendwo die Noth dazu zwingt, mit einem noch nicht Bewährten den Versuch zu wagen. Unter den zwanzigen, die dann in Frage kommen, wird einer erkoren, und wenn nun nicht Mißgunst, Ungeduld oder andere störende Umstände dazwischen kommen, so geht es in der Regel vortrefflich. Nach einiger Zeit leistet

der Mann nicht nur das feinnige, sondern seine ganze Persönlichkeit hat auch schon einen andern Habitus angenommen: die bevorzugte Stellung hat sein Wesen in mehrfacher Beziehung vervollkommenet. Der Herr aber, welcher die Wahl zu treffen hatte, vergißt, die für ihn so günstige Naturreinrichtung der Ueberproduktion an Talenten zu preisen. Er lobt vielmehr seinen eignen Scharfsinn, kraft dessen es ihm gelungen sei, unter der großen Zahl derer, die in Frage kamen, genau den richtigen Mann zu treffen.

Für die ganze Gestaltung der gesellschaftlichen Ordnung ist der Umstand von entscheidender Wichtigkeit, daß es meist einer gewissen Zeit bedarf, bis sich ein Anfänger in irgend eine neue Stellung eingelebt hat. Durch diesen anscheinend geringfügigen Umstand wird die natürliche Zahl der Bewerber um jede Stellung so sehr künstlich vermindert, daß mit Nothwendigkeit eine Ueberschätzung der Leistungen der höher Gestellten nach ihrem Werth für die Gesammtheit daraus hervorgeht. Das ganze System der hierarchischen Gliederung in allen solchen Stufenfolgen wird dadurch in Verbindung mit andern, ebenfalls dahin wirkenden Umständen zu einem fürchterlichen Hemmnis des menschlichen Fortschritts. Da nämlich von Natur — eben wegen Unkenntniß des Gesetzes der Ueberproduktion an Talenten — sehr Viele mit dem Bewußtsein ihrer Leistungsfähigkeit auch die Hoffnung voran zu kommen verbinden, so fehlt es fast niemals an solchen, welche bereit sind, sich die niedrigste Stellung gefallen zu lassen, wo sie nur eine weite Bahn zu hohen Ehren oder großem Gewinn vor sich sehen. Wie wären sonst z. B. all jene

geworbenen Kriegsbeere möglich gewesen, welche von den ältesten Zeiten an den Fluch der Menschheit gebildet haben?

In der Industrie tritt freilich diese hierarchische Gliederung am wenigsten klar hervor, weil hier über der ganzen Aristokratie der bloßen Arbeit sich mit einer furchtbaren Uebermacht die Aristokratie des Kapitals erhebt. Wir brauchen uns daher nicht zu wundern, wenn in manchen Fabriken die Meister nicht viel besser gestellt sind, als die gewöhnlichen Arbeiter, und wenn schließlich selbst der Faktor oder Dirigent, welcher den ganzen Betrieb leitet, neben dem Eigentümer nur eine sehr gedrückte Stellung einnimmt. Da jedoch, wie wir später sehen werden, eine mit dem größten Nachdruck von allen Seiten empfohlene Lösung der Arbeiterfrage wesentlich darauf hinausläuft, den Arbeitern im günstigsten Falle für das Emporstreigen zur Unternehmerstellung die Bahn frei zu machen, so ist es gewiß nicht umsonst, wenn wir hier die Ueberproduktion der Fähigkeiten mit demselben Ernst ins Auge fassen, wie im vorigen Kapitel die Ueberproduktion von Lebenskeimen. Man hat beobachtet, daß die Bienen durch verändertes Futter aus den Larven der gewöhnlichen Arbeitsbienen sich willkürlich Königinnen ziehen können. Wenn sich herausstellt, - daß der Mensch auf geistigem Gebiet derselben Entwicklung durch vervollkommnete geistige Nahrung fähig ist, so wird die Ueberschätzung der glänzenden Figuren, die sich auf der Bühne der großen Welt begegnen, abnehmen, und es wird deutlich erkannt werden, daß dem Ruf nach Gleichheit eine tiefe und dauernde Berechtigung zu Grunde liegt. Zwar wird auch die idealste Auffassung der zukünftigen Gestaltung der Menschheit niemals eine vollstän-

und äußerliche Gleichheit herstellen dürfen. Stegt doch gerade in der Ausbildung besonderer Talente für besondere Leistungen in der Theilung der Arbeit auf geistigem Gebiet ein hoher Vorzug, den die Vernunft dem Menschen einräumt. Allein bei aller quantitativen und qualitativen Verschiedenheit der Entwicklung wird man doch ein gemeinsames Wesen in allen Menschen viel sicherer und aufrichtiger anerkennen, als es in allgemeinen Sätzen jemals geschehen kann; und, was die praktische Folge davon ist, man wird sich hüten, den nothwendigen, durch die höheren Verrichtungen bedingten Unterschied in der Stellung der Individuen durch künstliche Mittel zu einem Grad hinaufzuschrauben, bei welchem die Gleichheit des einen menschlichen Wesens ganz und gar verdunkelt wird. Wenn man dagegen glaubt, daß es für das Glück der Menschheit genüge, wenn jedem Einzelnen durch die Beseitigung hemmender Schranken, durch die Verschaffung von Kapital mittelst der Association und andere Mittel die Möglichkeit gegeben werde, sich zu höheren Stellungen empor zu arbeiten, so verkennt man vollständig, daß eben diese Möglichkeit an der Konkurrenz der Befähigten genau ebenso ihre Schranke findet, wie die Möglichkeit der Volksvermehrung an dem Kampf um das Dasein. Allerdings wird die Beseitigung aller erblichen oder vom Kapitalbesitz abhängigen Schranken zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft mit zu den ersten Erfordernissen eines besseren Zustandes gehören; allein die eigentliche Lösung kann doch nur darin bestehen, daß die Ungleichheiten selbst auf das Maß dessen zurückgeführt werden, was die Harmonie des Gesammtlebens erfordert.

Bei den alten Athenern beliefen sich die Diäten eines diplomatischen Gesandten etwa auf das Doppelte des Tageslohnes. Unsere heutigen Gesandten brauchen den hundertfachen Tagelohn des einfachen Arbeiters, und es ist leicht einzusehen, daß die gegenwärtigen Weltverhältnisse dies fordern. Wenn man bedenkt, daß der ganze Verbrauch dieser hohen Stellungen, ebenso wie der Verbrauch des Luxus, in letzter Linie immer darauf hinausläuft, daß eine große Anzahl von Armen nicht für die nothwendigen Bedürfnisse Aller arbeitet, sondern für die Erhebung eines Einzelnen über den Standpunkt seiner Mitmenschen, so sieht man leicht, daß eine Weltwende in Beziehung auf den Kampf um das Dasein für's Erste gar nicht denkbar ist, ohne eine ganz bedeutende Reduktion aller dieser Ungleichheiten. In ihnen ist — von einem höheren Standpunkt betrachtet — gleichsam das Kapital angesammelt, von welchem die Völker bis zur Rentabilität neuer Einrichtungen zehren können. Wie weit dann auf einer neuen und naturgemäheren Basis sich wieder große Verschiedenheiten als im Interesse des Ganzen liegend herausstellen möchten, ist hier ganz überflüssig zu untersuchen.

Ober möchten wir an dieser Stelle einen kleinen Blick auf die Vergangenheit werfen. Es ist nämlich an sich ganz unzweifelhaft, daß alle jene Einrichtungen, welche uns jetzt als Hemmnisse der wahren Humanität erscheinen, unter veränderten Umständen, oder bei einer andern Betrachtungsweise der Dinge auch als wichtig und nothwendig für den Gesamtzweck der Menschheit angesehen werden können. Nur freilich gehört Alles, was man in dieser Be-



ziehung sagen kann, von vorn herein und ohne weiteren Beweis der Vergangenheit an, sobald man unsern Standpunkt theilt, nach welchem mit dem Durchbruch des Bewußtseins in den Massen der neueren Kulturvölker vor allen Dingen ein solcher Grund gelegt werden muß, bei welchem nicht mehr das Wohl von Millionen der Herrlichkeit Weniger geopfert wird. Wenn wir oben den Standpunkt einer unlautern Rechtsphilosophie zurückwiesen, nach welcher der Staat allen neuen Bestrebungen gegenüber ein absolutes Recht auf Fortbestand haben soll, weil er als Ganzes wichtiger sei als seine Theile, so haben wir damit nicht verkennen wollen, daß in der That die Macht des Ganzen nicht nur im Staate, sondern namentlich auch im Entwicklungsgang der gesammten Menschheit eine hohe, und für unsere Betrachtung oft räthselhafte Bedeutung hat. Wie in einer und derselben Zeit thatsächlich Millionen geopfert wurden, um Wenige mit Herrschaft, mit Gütern — und, was mehr sagen will, mit ewig fortwirkenden Gedanken, mit Kunst und Wissenschaft zu beglücken; so sind wohl auch ganze Zeiten, Perioden von Jahrtausenden, zum Opfer gebracht, als Vorbereitung auf eine späte Blüthenperiode der Menschheit. Darin zeigt sich eine gewisse Zweckmäßigkeit; aber nicht jene menschlich umsichtig berechnende, die uns geläufig ist, sondern immer wieder jener riesenhafte und erbarmungslose Mechanismus, welcher durch Schaffen und wieder Vertilgen im langsamen Gang der Aeonen sich seinem Ziel unter dem Nachen der Kreatur entgegenwälzt. Unserer Vernunft wollen tausend einfachere, bessere Wege sich aufdrängen; aber vergessen wir nicht, daß unsere Vernunft

selbst nur ein Produkt dieser unendlichen Arbeit ist. Daher ist es ein eitles Bestreben, wenn die Vernunft sich rückwärts wendet, um den Weltplan zu kritisiren und ihre eignen Vorbedingungen zu richten; aber vorwärts liegt ihr Recht: denn dazu ist sie in die Welt geboren und zum Durchbruch gekommen, damit fortan die höhere Gestaltung der Gesellschaft — ja der ganzen Natur, so weit die Mittel des Menschen reichen, ins Leben treten möge. Stören wir uns deshalb nicht an die Kleinmeister, die auf die Geschichte hinweisen und uns altflug noch einmal predigen, was wir uns längst an den Kinderschuhen abgetreten haben: daß zu allen Zeiten Adel und Reichthum und Stände gewesen, daß die Masse immer nur zum Beten und Arbeiten, zum Dulden und Gehorchen dagewesen, daß Vernunft und Gerechtigkeit immer bloß Ideale gewesen, und daß alle Idealisten, Plato mit seinem Vernunftstaat an der Spitze, stets in der Praxis schmäählich Schiffbruch gelitten hätten! Wir verstehen die Geschichte besser als diese Kleinmeister; denn wir wissen, daß das tausendfältige Mißlingen dessen, das endlich doch werden soll, nur jenen wohlbekannten Grundzug des Schaffens und Vernichtens in einer besonderen Form seiner Erscheinung darstellt. Wir wissen aber auch, daß alles Große in der Geschichte stets von Trägern einer Idee ausging, die weit über die bisherige Erfahrung hinausging. Wir wissen, daß auch das Ringen der Vorzeit nicht verloren ist, und daß wir uns auch im schlimmsten Falle mit unserm Eifer für eine bessere Zukunft der Menschheit einer würdigen Reihe von Vorgängern anschließen und glücklichere Nachfolger haben werden. Wir wissen aber

endlich auch, daß niemals, nie, seit den Anfängen der Geschichte, die Gesamtheit der geistigen und materiellen Bedingungen des Völklerlebens eine so große innere Umwandlung unter der schwachen Hülle der bestehenden Formen erlitten hat, als in den letzten hundert Jahren. Daß früher oder später diese Umwandlung der Geister sich auch ihr Recht in den Gestaltungen des Lebens erringen wird, ist außer Zweifel.

Eins wird man übrigens bei der Beurtheilung der Vergangenheit im Auge behalten müssen: daß die Menschheit niemals jenen idealen Urzustand der Gleichheit und Glücklichkeit Aller, von dem die Dichter singen, gehabt hat, und daß sie ihn auch niemals haben konnte, weil sie dem Gesetz des Kampfes um das Dasein um so stärker unterworfen war, je weiter wir zurückgehen. Die Hervorbringung bevorzugter Stände war also, wo diese nicht gar zu übermächtig und übermüthig wurden, vom Standpunkt der Menschheit betrachtet, nur ein mäßiges Opfer, weil das Leben, welches die Tyrannen vernichteten, sonst auf anderm Wege hätte vernichtet werden müssen. Für dieses Opfer, welches freilich in der Zermalmung des Einzelnen uns seine schreckliche Seite zeigt, gewann die Menschheit nun gleichsam Muster und Vorbilder, nach denen sie ringen und streben kann. Gewiß hätten wir keine geistige Entwicklung ohne Dichtkunst, aber auch keine Dichtkunst ohne bevorzugte Helden und Heldengeschlechter. Wir hätten keine Wissenschaft, wenn nicht bevorzugte Stellungen die Denker hätten frei werden und reifen lassen. Diejenigen aber, welche glauben, es möge dabei gut sein, daß immer das eigentlich Mensch-

liche nur in den Bevorzugten zum Ausdruck gelange, sind im Irrthum; denn die Massen wollen das nicht mehr zugeben, und dieser keimende Wille beweist ihre beginnende Reife für eine höhere Form des Daseins. Auch liegt der Umsturz des alten Princips in den Grundgedanken des Christenthums, die bestimmt scheinen, erst mit dem Zerbrechen der alten kirchlichen Formen sich unter den Völkern in ihrem wahren Sinn lebenskräftig zu verbreiten. Die Verweisung auf das Jenseits ist eine Verheißung, ein Gleichniß, ein Glaubensartikel; die Vollenbung im Fleisch ist die Erfüllung, die Auslegung, das Schauen. — Wann wird den Armen in diesem Sinne die frohe Botschaft verkündet? —

Gewiß wird das siegende Bewußtsein von der gleichen und gemeinsamen Würde aller Menschen einst auch ganz neue Rechtsformen schaffen müssen, und auch dies ist eine Arbeit, für welche manche Vorbereitung erforderlich ist. Scheint doch die Rechtspflege niemals so starr und formelhaft gewesen zu sein, als grade jetzt, wo das Bedürfniß der Zeit eine beständige Rückkehr zu den tiefsten Quellen aller Rechte erfordert. Und wenn es irgend ein großes und wirklich noch starkes Hemmniß für den Anprall der neuen Zeiten geben kann, so liegt es sicherlich in der conservativen Natur unsrer Gesetzgebungen, die in allen Staaten ohne Ausnahme ganz und gar, und als ob es nicht anders sein könnte, vom Standpunkt der über die Masse sich erhebenden Stände aus abgefaßt sind. Zu unterscheiden von diesen hier nicht näher nachzuweisenden zahllosen Benachtheiligungen des Rechtsunkundigen und Mittellosen sind die uralten und mehr als irgend etwas vom Alter geheiligten Ein-

richtungen des Eigenthums und der Bereicherung. Gewiß wird es eine der spätesten Stufen menschlicher Bervollkommnung sein, wenn unser Geschlecht je eine solche Vollendung erreicht, in welcher der Begriff des Eigenthums so vollständig, wie es die einfache Lehre Christi fordert, aus den Gemüthern und aus der Erscheinung verschwindet. Und doch hat es in gewissem Sinne schon jetzt seine Wahrheit, wenn Proudhon ausruft, daß das Eigenthum grade der Diebstahl ist. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich noch sehr lebhaft der verwunderten Mienen, mit denen es aufgenommen wurde, als er einst im Kreise einer eben so edel denkenden als begüterten Familie die kurze Aeußerung hinwarf: „Reichthum ist ein Amt.“ In der That ist auch damit fast mehr gesagt, als Proudhon sagen wollte, der nur gegen das wuchernde Kapital und den Zinsgewinn eiferte; denn wenn die Verwaltung des Reichthums nicht unbedingt frei, sondern an gewisse sittliche Pflichten gebunden ist, so wird — einerlei ob diese Pflichten früher oder später Gesetzesform erhalten oder nicht — grade der Troß auf das unbedingte Verfügungsrecht unsittlich. Die Gesellschaft wird es nicht nur verdammen, wenn der Reichthum zu Zwecken verwandt wird, die an sich schlecht sind, sondern sie wird auch die positive Forderung aufstellen, daß er — übrigens nach dem freien Ermessen des Eigenthümers — unbedingt nur zu Zwecken verwandt werde, welche mit den Lebenszwecken der Gesammtheit in Harmonie stehen und diese irgendwie fördern. Das Geld, welches unter dem Schutze der Gesellschaft und ihrer Einrichtungen erworben ist, soll ihr auch wieder zu gute kommen, und

wenn ein züggelloser und tropiger Sinn darauf pocht, daß er mit dem Seinen machen könne, was er wolle, so wird man dies als einen Raub an der Gesamtheit betrachten. Man sieht, daß eine Entwicklung des Rechtsbewußtseins in diesem Sinne unendlich viele Stufen zuläßt, und daß sie im Grunde schon in der Gegenwart, und auch bei Gegnern des Socialismus, Wurzel gefaßt hat. Andre Schranken, die das Eigenthumsrecht theils schon jetzt erfahren hat, theils fernerhin, auch ohne plötzlichen Umsturz des Bestehenden, noch erfahren könnte, brauchen wir hier nicht auszuführen. Wir erinnern nur beiläufig an das Expropriationsrecht, durch welches dem Einzelnen zu Gunsten der Gesamtheit sein Eigenthum gegen Entschädigung entzogen wird.

Einer ähnlichen Reihe von Beschränkungen unterliegt nun auch das Recht der Vererbung, welches in seinem ungezügelten Wuchern die Menschheit schon oft mit den größten Gefahren bedrohte. Wir haben unsere Betrachtungen gleich beim Eingang des ersten Kapitels an Darwins großartigen Ueberblick des Kampfes der Organismen angeknüpft. Dieser Kampf der Organismen ist bei Darwin nur ein Theil der Lehre von der Entstehung der Arten. Ein nicht minder bedeutungsvoller Satz des großen Naturkundigen läuft darauf hinaus, daß die während des Lebens erworbenen Eigenschaften durch die Fortpflanzung theilweise auf die Nachkommen übergehen. Wo sich nun gleiche Eigenschaften in mehreren Generationen gefellen, entsteht ein immer bestimmterer neuer Charakter; dieser kann sich zu einer Rasse, Spielart, oder zu einer vollständig neuen Art ausprägen, indem er im

Lauf der Jahrtausende unmerklich mehr und mehr sich den Verhältnissen anpaßt. Alles Unzweckmäßige, alle Zwischenstufen werden durch den Kampf um das Dasein vertilgt, und das Vollkommnere behauptet das Feld. Wenn diese Anschauung richtig ist, so haben sich nicht nur unsre jetzigen Menschenrassen aus einer gemeinsamen Urform allmählig abgezweigt, sondern es muß auch die Bildung neuer, und namentlich höherer Rassen noch fort und fort möglich sein. In jeder Absonderung einer Adels-Gesellschaft, welche sich nur unter sich fortpflanzt, liegt somit der Keim zur Bildung einer neuen, die Erde beherrschenden Rasse, welche im Lauf der Jahrtausende die Abkömmlinge der Menschheit in die Rolle untergeordneter Wesen herabdrücken könnte — eine Rolle, die sich durch langen Sklavenzustand gewiß zuletzt auch im Aeußeren und in der ganzen geistigen und leiblichen Befähigung der verschiedenen Rassen ausprägen muß. Es ist nicht zu läugnen, daß wir einen bedeutenden Anfang dieser Wirkungen in der Geschichte in vielen großen und deutlich sprechenden Erscheinungen vor uns haben. Die verschiedenen Kasten in Indien stammen wohl theilweise von ursprünglich verschiedenen Volksstämmen ab; mehrere aber sind nur durch die verschiedene Stellung in der Gesellschaft allmählig in ihrem ganzen Wesen so verschieden geworden, wie wir sie jetzt vor uns sehen. Der Adel zeichnete sich in mehreren Epochen der Geschichte nicht nur durch gewisse anerzogene Manieren und Gebärden, sondern durch angeborne, namentlich physische Vorzüge aus. Es ist aber eine bemerkenswerthe Erscheinung in der Geschichte, daß alle solche Anfänge der natürlichen Züchtung („natural

selection“, Darwin) einer höheren Menschenrasse früher oder später schmächtig zu Grunde gehen. Entweder werden die Adelsstämme in plötzlicher Katastrophe ausgerottet, oder sie verschwinden wieder allmählig in der Masse, oder die Gesellschaft schreitet über das ganze Volk hinweg, welches in dieser Weise getheilt ist. Die Existenz bevorzugter Volksklassen hat sich bisher durch alle Zeiten hindurch erhalten; die Vererbung hat dabei stets eine bedeutende Rolle gespielt; das Princip, nach welchem sich in diesem Falle die Ungleichheit immer mehr steigern müßte, ist in den Naturgesetzen, denen im Allgemeinen auch das Menschengeschlecht unterliegt, mit Händen zu greifen, und dennoch haben alle jene Bildungen keinen Bestand: es ist, als ob eine unsichtbare Macht im Interesse der Einheit des Menschengeschlechtes ihnen ihre Grenze zöge, die sie vergeblich zu überschreiten trachten. Ja, es ist sogar in der Menschheit eher die entgegengesetzte Bewegung bemerkbar, nach welcher theils durch die Hebung, theils durch die Vernichtung der schwächeren Rassen sich eine immer größere Gleichheit des ganzen Geschlechtes anbahnt. Es gehört nicht hieher, auszuführen, daß auch in der allgemeinen Natur diese reducierende Bewegung, welche Darwin in seiner genialen Theorie nicht genug beachtet hat, neben der differenzierenden eine bedeutende Rolle spielt. Wir nehmen daraus nur einen Grund mehr, um anzunehmen, daß es auch für die Zukunft zu einer solchen Spaltung der Menschheit nicht kommen werde, obwohl grade aus dem Gegensatz von Kapital und Arbeit sich eine gefährlichere Adelsbildung entwickeln könnte, als irgend eine frühere. Eben deshalb liegt auch der Menschheit in der gegenwärtli-



gen Epoche ein großes Entwerder — Oder vor, welches sich hoffentlich in günstigem Sinne, für die Gleichheit, entscheiden wird.

Da die Vererbung von Besitz und Rechten beim Menschen eine ungleich größere Rolle spielt, als die unmittelbare Vererbung leiblicher und geistiger Eigenschaften; da ferner ein vererbtes Kapital dazu verwandt werden kann, in den Nachkommen der Besitzer durch die Erziehung, durch Bildungsmittel im weitesten Sinne einen höheren Sinn zu wecken, ritterliche Eigenschaften zu pflegen, die Intelligenz und den guten Geschmack zu steigern: so hat die höhere Bourgeoisie durch ihre beispiellose Uebermacht des Kapitalbesitzes allem Anscheine nach die Mittel in Händen, aus ihrem Schoße einen weltbeherrschenden Adel zu schaffen, allein glücklicher Weise zeigt sie nicht die mindeste Neigung dazu. Wie der mittelalterliche Adel, dessen Ueberreste noch in der Gegenwart eine so bedeutende Rolle spielen, durchaus nicht zu bewegen war, von dem Princip der physischen Vorzüge, durch die er seine Stellung gewonnen hatte, abzulassen und sich durch intellektuellen Fortschritt die Herrschaft auch unter veränderten Zeitverhältnissen zu sichern, so geht die sogenannte Geldaristokratie — England vielleicht ausgenommen — von dem Princip des bloßen Erwerbs nicht ab. Sie begnügt sich meist mit einem äußeren Anstrich von Bildung, geräth dabei leicht in das Fragenhafte, verachtet das Einfache und Edle, veräußert es in ihrer Nachkommenschaft vor allen Dingen männlichen Muth und Erhabenheit über den Wechsel äußerer Geschicke zu erzeugen, und so bleibt ihre vermeintlich so unüberwindliche Geldmacht ein Koloss auf thönernen Füßen. Der leichteste Hauch einer

weltgeschichtlichen Bewegung wird sie stürzen, während vielleicht die Ueberreste des mittelalterlichen Adels dem Sturme noch eine Weile trotzen.

Was das Princip der Vererbung betrifft, so ist es vielleicht zu tief in der menschlichen Natur begründet, um jemals an und für sich eine wesentliche Veränderung zu erleiden; es ist jedoch klar, daß es in seinen Wirkungen ganz und gar durch die aus dem jedesmaligen Rechtsbewußtsein einer Zeitperiode fließenden Begriffe vom Eigenthum und überhaupt von allen erworbenen Rechten bestimmt wird. Die Gültigkeit erworbener Rechte für die Folgezeit ist von jeher ein den erheblichsten Schwierigkeiten unterworfenen Punkt der Rechtstheorie gewesen. Eitle Sophisten haben die Lehre zu verbreiten gesucht, daß ein erworbenes Recht für alle Folgezeit gültig fortbauern müßte. Solche Sätze, deren Unsinnigkeit jedem Denkenden von selbst klar wird, sobald man sie in ihrer vollen theoretischen Schärfe auffaßt, werden natürlich nur aufgestellt, um gewisse, vom Rechtsbewußtsein der Gegenwart bereits verurtheilte besondere Rechte noch durch den Schein einer höheren Ueberzeugung für eine Weile zu retten. In praktischen Debatten geben solche Sätze, von einem redegewandten Sophisten gehandhabt, oft den Vortheil einer blendenden und für den Augenblick bestechenden Beweisführung, die aber bei ruhiger Betrachtung sofort in ihr Nichts zerfällt. Der letzte Held dieses Kampfes war bei uns bekanntlich Stahl, ein Mann, der mit allen Gaben der Spiegelfechterei glänzend ausgestattet war und seine unheilvolle politische Thätigkeit dem Anscheine nach auf eine wissenschaftliche

Grundlage stützte. Diese in ihrer vollen Hohlheit nachgewiesen, und überhaupt alle falschen Vorstellungen von der Fortwirkung einmal erworbener Rechte bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt zu haben, ist ein Verdienst, durch welches Ferdinand Cassalle sich einen bleibenden Namen in der Rechtsphilosophie erworben hat. Auch wird Cassalles eigne Ansicht von der Gültigkeit erworbener Rechte für spätere Zeiten gewiß als die relativ richtigste anerkannt werden müssen, wenn man auch den absoluten Beweis, welchen er aus den Grundsätzen der Hegel'schen Philosophie herleiten will, nicht gelten läßt. Zwar läßt sich über den Ausdruck streiten, wenn Cassalle erklärt, daß „jedem Vertrage von Anfang an die stillschweigende Klausel hinzuzudenken ist, es solle das in demselben für sich oder Andere stipulirte Recht nur auf so lange Geltung haben, so lange die Gesetzgebung ein solches Recht überhaupt als zulässig betrachten wird.“ Man hat im Grunde kein Recht, einem Vertrage etwas hinzuzudenken, was in demselben nicht gedacht wurde, und da die Idee von einer Fortentwicklung des Rechtsbewußtseins den meisten Menschen sehr fern liegt, so werden auch die meisten Verträge in dem guten Glauben geschlossen, daß nicht nur das erworbene Recht als solches bestehen bleibe, sondern auch die allgemeinen Rechtsverhältnisse, auf Grund deren das besondere Recht erworben wurde. Da nun aber dennoch das Rechtsbewußtsein sich ändert und sich in manchen Punkten mit dem Fortschritt der Menschheit nothwendig ändern muß, so bleibt die einfache Thatsache bestehen, daß ein einzelnes Recht gegen das allgemeine Rechtsbewußtsein nicht fortbestehen kann und darf, der Erwerber dieses

Rechtes möge sich nun dabei gedacht haben, was er wolle. „Es läßt sich ebenso wenig ein solcher Pflod in den Rechtsboden treiben, als sich ein Pflod in das Erdreich schlagen und verlangen läßt, daß dieser selbst dann noch an seiner Stelle bleibe, wenn sich das ganze Erdreich, in dem er haftet, in Bewegung setzt.“ „Dies ist der wahre Sinn des oft gehörten Ausspruchs: es gibt kein Recht gegen das Recht.“ „Daraus ergibt sich dann ferner die ganze Hohlheit und tiefe Rechtswidrigkeit des sinnverwirrenden interessirten Geschreis, welches die Berechtigten jederzeit anheben, wenn der öffentliche Geist in seiner Fortentwicklung dazu gelangt ist, den Fortbestand eines früheren Rechts, z. B. Leibeigenschaft, Hörigkeit, Robotten, Bann- und Zwangsgerechtigkeiten, Dienste und Abgaben bestimmter Natur, Jagdrecht, Grundsteuerfreiheit, fideikommissarische Erbfolge u. s. w. von jetzt ab auszuschließen.“

Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß nach dieser Theorie an und für sich auch der Besitz von Eigenthum verpönt werden könnte, wenn nämlich wirklich das allgemeine Rechtsbewußtsein ein kommunistisches würde. Es liegt ferner auf der Hand, daß dies allgemeine Rechtsbewußtsein sehr verschieden ist von der sogenannten öffentlichen Meinung. Diese spricht eigentlich nur die jedesmalige Richtung in den schwankenden Ansichten der mittleren Schichten der Bevölkerung aus; das allgemeine Rechtsbewußtsein dagegen wohnt in der Masse ebenso gut, als in den bevorzugten Ständen; ja es kommt sogar oft genug, wie wir es namentlich bei der Ausbreitung des Christenthums gesehen haben, grade in den verachteten

Massen zum Durchbruch. Die öffentliche Meinung erklärte sich in Rom durchaus nicht gegen die Sklaverei, als das Christenthum, im Kampf mit den bestehenden Einrichtungen, schon die Sklaven als Brüder achtete lehrte. Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich also allerdings, daß der Kommunismus, wenn er wirklich je zur wahren Form des allgemeinen Rechtsbewußtseins werden sollte, auch ein Recht auf Existenz hätte, und zwar ein höheres, als das Eigenthumsrecht des Einzelnen. Nun werden Viele glauben, daß bei einer solchen Lehre dem Kommunismus Thür und Thor geöffnet seien, denn die besitzlosen Massen, meint man, seien natürlich immer „für's Theilen.“ Man wird vielleicht behaupten, ein solches Rechtsbewußtsein gebe es gar nicht und könne es nicht geben, das liefe höchstens auf einen allgemeinen Trieb zum Unrecht hinaus. Die Männer der Wissenschaft, Juristen und Nationalökonomten, müßten bestimmen, was das Vernünftige sei, von ihnen müsse man die Unstimmigkeit des Kommunismus sich beweisen lassen, die Regierung habe weiter keine Aufgabe, als diesen Lehren gemäß das Bestehende zu schützen, die Strafgesetze seien dazu da, das Volk vor den Wirkungen so frevelhafter Theorien zu bewahren, und die ungefeglihen Begierden müßten mit der Schärfe des Schwertes, welches der Obrigkeit nicht umsonst verliehen sei, niedergehalten werden. In solchen Redensarten überstürzt sich gewöhnlich der konservative Eifer, der natürlich vollkommen Recht hat, so weit er sich wirklich gegen die zügellosen Begierden wendet und diesen gegenüber die Staatsgewalt anruft. Der ganze Kernpunkt der Frage ist eben nur der, ob es ein allgemeines Selbst-

Bewußtsein gibt, welches sich zwar langsam und in großen Perioden, aber dennoch unverkennbar fortentwickelt, und welches in seinem gegenwärtigen Bestand die wahre Grundlage der bestehenden Einrichtungen und die eigentliche Quelle des allgemeinen Gehorsams gegen die Gesetze ist. Dies können nur diejenigen läugnen, welche wähnen, das Volk würde beständig nur durch die Furcht vor dem Strafgesetze und vor der Militärmacht niedergehalten, eine die Menschheit beleidigende Ansicht, welche schon durch die einfache kulturgeschichtliche Bemerkung beseitigt wird, daß die größere öffentliche Ordnung stets Hand in Hand gegangen ist mit der Mildereung der Strafgesetze. In der That sind auch wohl die Spuren des allgemeinen Selbstbewußtseins und seines Fortschritts in der Geschichte so deutlich, daß man diese großartigen Wandlungen gewiß nicht leugnen würde, wenn man nur eine noch gründlichere Art wüßte, um den Gedanken los zu werden, daß auch die gegenwärtigen Einrichtungen, in denen wir uns so wohl befinden, einmal unbekanntem und neuen Zuständen Platz machen könnten. Was insbesondere den Kommunismus betrifft, so ist dieser Gedanke den Meisten so schreckhaft, daß man am liebsten seine Möglichkeit, ja seine bloße Denkbareit leugnen möchte, und andererseits erzeugt diese Furcht den Gedanken, daß das Schreckensgespenst, einmal als möglich anerkannt, sehr bald in Wirklichkeit hereinkommen und mit blutiger Fackel das Gebäude des Bestehenden in Brand setzen würde.

Wir haben uns aber beiden Gedanken entgegenzusetzen. Wie wir einerseits den Kommunismus als denkbar aner-

kennen und behaupten, daß er dem Eigenthum gegenüber Recht behalten müßte, wenn er wirklich in das allgemeine Rechtsbewußtsein übergegangen wäre, so müssen wir anderseits das Vorhandensein eines solchen Rechtsbewußtseins bestreiten. Das vereinzelte Auftauchen der Gelüste zu „theilen“ kann in seiner roheren Form vor der socialen Aufklärung, welche immer tiefer in die Massen gedrungen ist, schon gar nicht mehr bestehen. Man weiß jetzt hinlänglich, daß die Masse der vorhandenen Güter unter die entbehrenden Millionen vertheilt, Niemanden glücklich machen würde. Wenn man daher noch auf die Anekdote von der Geistesgegenwart Rothschilds Werth legt, der den Arbeitern, die mit ihm theilen wollten nach schneller Berechnung ihren Antheil in der Gestalt von zehn Thalern ansbezahlte, so gibt man damit nur noch einmal eine gefällige Illustration zu einem Gedanken, der den Meisten bereits geläufig ist. Dann aber muß auch gradezu bestritten werden, daß der Gedanke des Theilens in dieser rohesten Form ein kommunistischer ist. Er ruht vielmehr durch und durch auf dem Princip des Eigenthums. Der Proletarier, welcher nur den Gedanken des Theilens gefaßt hat, will seinen Theil für sich behalten. Er will ihn genießen, oder auch einmal damit wuchern. Sein Gedanke ist der einer momentanen Ausgleichung unter Fortbestand der alten Formen der Gesellschaft; vergleichbar der Seisachthie (Schuldabwälzung) der alten Athener, bei welcher die bürgerlichen Gesetze fortbestanden und nur ihre Wirkungen durch eine plötzliche Entlastung der Schuldner aufgehoben wurden. In dem Gedanken des Theilens spricht sich weiter nichts

aus, wenn man von rein verbrecherischen Plünderungsge-  
 lusten Einzelner absehen will, als die dunkle Idee der ur-  
 sprünglichen und naturrechtlichen Gleichheit aller Menschen.  
 Diese Idee muß natürlich dann am lebhaftesten auftauchen,  
 wenn der Unterschied im Befinden der verschiedenen Volks-  
 klassen ein übermäßiger geworden ist. Wenn dann eine  
 Erschütterung des öffentlichen Rechtszustandes eintritt, so  
 wird die größte Gefahr immer da sein, wo gar keine socia-  
 len Theorien vorhanden sind. Der Arbeiter, welcher irgend  
 einem kommunistischen System anhängt, wird bei der allge-  
 meinen Erschütterung der Gesellschaft zuerst daran denken,  
 eine provisorische Regierung zu bilden; während der konser-  
 vative Proletarier schon ganz munter demolirt oder plündert.  
 Jener wird sich damit beschäftigen, eine Idee in die Wirk-  
 lichkeit einzuführen; dieser macht sich nur den Augenblick zu  
 nuz. Allerdings kann auch die reine Ausgleichung der  
 Vermögensverhältnisse zur Theorie erhoben werden, wie  
 dies in den mosaischen Einrichtungen des Erlaßjahres  
 versucht ist. Dies ist aber in keiner einzigen unter den  
 modernen Theorien der Fall. Vielmehr gehen diese alle  
 darauf hinaus, durch neue Formen der gesetzlichen Einrich-  
 tungen Zustände herzustellen, welche eine Krisis der Ausglei-  
 chung unnöthig machen, indem sie von vorn herein nur  
 mäßige und natürliche Ungleichheiten entstehen lassen.

Die eigentlich kommunistischen Theorien der Neuzeit  
 haben nun allerdings, namentlich in Frankreich, eine bedeutende  
 Rolle gespielt; betrachtet man jedoch die Theorien und Ex-  
 perimente genau, so wird man leicht entdecken, daß sie alle  
 entweder vage und utopistische Zukunftsbilder geben, welche



in den Massen durchaus keinen Widerhall finden, oder daß sie sich gradezu auf den Weg des freiwilligen, opferfreudigen Experimentes begeben. Fast alle diese Experimente trugen einen mehr oder weniger religiösen Charakter und liefen mehr darauf hinaus, durch Bildung einer schwärmerisch begeisterten Sekte der Welt ein Bild des neuen Glücks zu geben, als den Staat durch einen allgemeinen Umsturz zu kommunistischen Maßregeln zu zwingen. Betrachten wir nur ein einziges solches Bild etwas näher!

Es war am 29. Januar des Jahres 1848, als sich ein Zug von Männern durch Paris bewegte, die alle gleichförmig einen kurzen Rock von schwarzem Sammet und einen runden weißen Hut trugen und die ihren Marsch mit einem Gesange begleiteten, der der Herrlichkeit eines neuen irdischen Paradieses gewidmet war. Fern von der Bedrückung und Habgier der europäischen Menschheit sollte in Amerika nach kommunistischen Grundsätzen der neue Staat Flarien begründet werden. Ein großes Terrain in Texas war gekauft; bedeutende Geldmittel waren von begeisterten Menschenfreunden gespendet; der Zug, welcher nur den Vortrab einer großen Menge von Männern, Weibern und Kindern bildete, die alle in Flarien das Glück des Kommunismus genießen sollten, war mit Maschinen und Werkzeugen aller Art, mit Büchern, Mundvorrath, Waffen und Zelten versehen; eine Apotheke und zwei Aerzte waren nicht vergessen, und sämtliche Handwerke waren unter den Auswandernden vertreten. Cabet, der Erfinder, Ankäufer, Gesetzgeber und Patriarch Flariens, begleitete den Zug bis Havre, um später mit dem Gros zu folgen. So fing eine Unternehmung an, deren

Ende durch mühevolltes Umherirren, furchtbare Krankheiten, endlose Streitigkeiten und allgemeine Enttäuschung bezeichnet wird. Gabet mußte den Versuch, einen Roman zu veröffentlichen, furchtbar büßen. Vertrieben von seinen Partnern, verlassen von seinen Freunden, fern von seiner Familie starb er in Armuth und Einsamkeit.

In den verschiedensten Formen socialer Phantasien und Experimente, von den an's Verrückte grenzenden Theorien Fouriers bis zu den Ehrfurcht erweckenden Unternehmungen des edlen Owen, wiederholt sich immer dieser Zug der Gemeindebildung. Diese Kommunisten respektiren das Eigenthum noch, indem sie es abschaffen. Wenn man Babeuf ausnimmt, der den Sturm der Glenden gegen die Besitzenden in seiner rohsten und gewaltsamsten Form erfaßt hatte, so rechneten sie Alle mehr oder weniger auf Freiwilligkeit, und zwar nicht nur deshalb, weil ihnen die Macht fehlt, ihre Grundsätze auf anderm Wege durchzuführen, sondern auch, weil ihr Princip die unbedingte Freiwilligkeit fordert. Sie heben nicht den Begriff des Eigenthums im Staate auf, sondern sie schaffen nur eine höhere Form des Eigenthums, den gemeinsamen Besitz einer durch ein geistiges Band geeinigten Gemeinde. Daß sie in dieser Gemeinde ein Muster aufstellen wollen, nach welchem wo möglich die ganze menschliche Gesellschaft sich richten soll; ja, daß ihnen der Staat selbst mehr oder weniger gleichgültig und überflüssig wird, daß sie wo möglich durch Auswanderung einen freien Fleck der Erde zu gewinnen suchen, wo ihre Gemeinde zugleich der Staat ist — das Alles sind Umstände, welche auf die bestehenden Staaten

nur wenig Einfluß haben könnten. Freilich, wenn unsere Staaten solchen kommunistischen Gesellschaften völlig freie Hand ließen — wie die Grundsätze der Gerechtigkeit es fordern — dann wäre immerhin denkbar, daß sich allmählig der ganze Staat in eine Vielheit solcher Gemeinden auflöste, und daß dann endlich auch, dem siegreichen Rechtsbewußtsein dieser neuen Gesellschaft entsprechend, die letzten Reste der Eigenthumsrechte aufgehoben würden. Bis dahin ist aber ein langer Weg, und da dieser Weg nur durch die positive Gemeindebildung zurückgelegt werden könnte, durch eine Gemeindebildung, zu welcher in jedem einzelnen Falle eine schwärmerische Begeisterung und opferfreudige Ausdauer gehört, so wird man uns zugeben, daß man die eigentlichen Kommunisten noch lange Zeit könnte gewähren lassen, bevor aus ihrem Treiben eine allgemeine Abschaffung der Eigenthumsrechte hervorginge. Fast alle Versuche kommunistischer Einrichtungen sind übrigens bisher nicht nur vergeblich, sondern auch äußerst kostspielig gewesen. Dies ist in Beziehung auf die Frage des Kampfs um die bevorzugte Stellung von Wichtigkeit; denn wenn auch die Kommunisten unter sich die bevorzugte Stellung abschafften, so haben sie dies Problem doch in Beziehung auf die Gesellschaft im Ganzen kaum ernsthaft zu lösen versucht. Fourier's tolle Rechnungen, in denen er z. B. die Tilgung der englischen Staatsschuld durch großartige Produktion von Hühnereiern projektirte, kommen hier natürlich nicht in Frage. Auf dem Papier lassen sich alle socialen Probleme lösen. Es ist aber sicher, daß alle Versuche, den Kommunismus im Großen auszuführen, mit namhaftem Aufwande von Ka-

pital gemacht wurden, und dieser Umstand ist wichtiger, als die bloße Thatsache des Mißlingens; denn Owen hat mehrmals, namentlich auch in seiner Kolonie Newharmony, höchst beachtenswerthe Resultate unter den furchtbarsten Schwierigkeiten zu Wege gebracht. Allein Alles scheiterte schließlich immer an Kapitalmangel, wodurch sich denn auch die gelungenste derartige Unternehmung als Treibhauspflanze darstellen würde. Es ist mit diesem freiwilligen Theilen nicht anders als mit dem unfreiwilligen. Wenn einmal das Wunder geschähe, daß alle Millionäre ein Herz hätten, wie Owen, daß sie alle glückliche kommunistische Kolonten gründeten und daß diese Kolonien alle dauernd gediehen, so würde die große Masse der Menschen doch überschiesßen, und nun, in der Konkurrenz gegen ein neues, weltbewegendes Princip, wahrscheinlich doppeltem Glend anheimfallen. Es könnte gradezu aus den Kommunisten ein neues Adelsgeschlecht hervorgehen, womit dann die Menschheit vielleicht in eine sehr interessante neue Phase eintreten würde, aber jedenfalls in eine ganz andere, als die, welche die Massen von einer socialen Bewegung jetzt hoffen.

Wir haben dargez. daß der Kommunismus eine wirkliche Gefahr für das Eigenthumsrecht zur Zeit, und muthmaßlich mindestens auf Jahrhunderte hinaus, nicht mit sich bringt. Wir schreiben dies nicht um die Besitzenden zu beruhigen, geht doch unsere Absicht eher auf das Gegentheil hinaus; nämlich sie aus dem Schlummer der Sicherheit zu wecken und ihnen zu zeigen, daß sie sich um das Schicksal ihrer Mitmenschen kümmern müssen, wenn sie sich auf die Dauer sicher stellen wollen. Wir leugnen jene

Gefahr einfach, weil sie nicht besteht. Müßten wir sie anerkennen, so würde dies von unserm Standpunkt aus im Grunde eine Anerkennung des Kommunismus selbst in sich schließen; denn nur dann vermöchte dieser das Eigenthumsrecht wirklich zu verdrängen, wenn er eben sich zur allgemeinen Form des Rechtsbewußtseins erhoben hätte. Erschütterungen aber, sociale Erdbeben ohne eigentlichen Umschwung, mögen freilich sehr leicht durch kommunistische Bestrebungen hervorgerufen werden, und zwar deshalb, weil unsere Gesetzgebungen, und noch mehr die übliche Handhabung der Volksgesetze, auch die bestgemeinten und freiwilligsten Experimente der Art verhindern würden. Daß hier Raum geschaffen werden muß, so weit nicht unzweifelhaft nachgewiesene Interessen der Gesamtheit im Wege stehen, ist klar. Zu solchen hindernden Interessen darf aber die Rücksicht auf das herrschende Vorurtheil nicht gezählt werden, da das Vorurtheil sich bisher noch jedem großen Fortschritt der Menschheit entgegengestellt hat. Es ist aber einer der ersten Schritte der ihrer Aufgabe bewußt gewordenen Menschheit, daß der Grundsatz, die landesläufigen Vorurtheile zu beseitigen und den sittlichen und intellektuellen Standpunkt einer beschränkten Zeitperiode mit Gewalt und Zwang gegen Andersdenkende zu verewigen, definitiv und in seinem vollen Umfange beseitigt werde.

Wenn wir sonach auch für eigentlich kommunistische Experimente, so weit sie keinen Unbetheiligten in seinen Rechten kränken, volle Freiheit fordern, so gilt dies natürlich noch um so viel mehr für alle socialen Experimente, welche sich weniger weit vom Bestehenden entfernen, insbe-

sondere für die Associationen jeder Art. Wir werden in den spätern Kapiteln noch genug über das Verhältniß der Consumvereine, Produktgenossenschaften und anderer Associationen zur Arbeiterfrage zu sprechen haben. Hier bleiben wir einstweilen bei der Rolle stehn, welche diese Unternehmungen der Neuzeit in dem großen Kampf um die bevorzugte Stellung spielen können. Das furchtbare Uebergewicht des Kapitals wird allerdings auf dem Boden der bestehenden Einrichtungen durch Nichts so wirksam bekämpft, als durch die Verbrüderung der Arbeitskräfte zu gemeinsamen Unternehmungen im Großen. Nun fehlt aber das Kapital grade für große Genossenschaften am meisten, und es bedarf im Allgemeinen kaum des Beweises, daß die Erzielung der Kapitalansammlung durch Sparen nicht möglich ist, weil der bloße Arbeiter im Grunde nichts zu sparen hat. In außergewöhnlichen Fällen wird nun aber dennoch gespart werden. Männer, welche lebhaft von einer Idee ergriffen sind, sind oft eines unglaublichen Grades von Entbehrungen und Anstrengungen fähig, für welche sie durch die Hoffnung auf das endliche Ziel ihrer Bemühungen belohnt werden. Es wäre eben so verfehlt, dies zu leugnen, als es eitel Selbsttäuschung wäre, davon allein eine allgemein wirkende Hilfe für den Arbeiterstand zu erwarten. Vielmehr möchte man eher befürchten, daß der Bürgermeister von Leipzig Recht gehabt hätte, als er in der Begrüßung des Vereinstags deutscher Arbeitervereine das große Wort gelassen aussprach, es gelte für die versammelten Arbeiter eine neue Aristokratia zu schaffen, die Aristokratie der Arbeit. Dies ist näm-

sich genau das, was wo immer möglich vermieden werden soll, damit der Proceß der Emancipation der Stände nicht in infinitum fortgehe. Einmal muß doch gründlich geholfen werden! Wenn aus denjenigen Arbeitern, welche durch die Association sich ihren Antheil an dem Unternehmensgewinn erringen, ein neuer, besser gestellter Arbeiterstand entspringe, so käme hinter dem glücklich emancipirten vierten Stande gleich ein fünfter, der nun wieder einige Jahrhunderte auf Erlösung warten könnte. Der Kampf um das Dasein würde fortwähren, und der Kampf um die bevorzugte Stellung würde nur noch mannigfaltiger und intensiver werden. Wir bleiben auf dem Boden des allgemeinen Wettbewerbs und es tritt nur eine neue Form, der Wettbewerb durch Association, zu den früheren Formen.

Blicken wir nun auf diejenigen Formen des Socialismus, welche von vorn herein mit festem Blick das Ganze ins Auge fassen, so sind diese nothwendig alle mehr oder weniger politisch, weil eben der Staat mit seinen Gesetzen und Einrichtungen die ganze Gesellschaft in allen ihren Gliedern gleichmäßig umfaßt und auf das Wohl und Wehe den entscheidendsten Einfluß zu üben vermag. Es sind dabei von vorn herein zwei sehr verschiedene Richtungen möglich. Die eine geht darauf aus, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen, und das Ziel durch den Zwang allgemeiner gesetzlicher Einrichtungen zu erreichen; die zweite wünscht dagegen die Staatsgewalt selbst möglichst zu beseitigen, um die Organisation der Gesellschaft der freien Thätigkeit der Einzelnen zu überlassen. Es versteht sich von selbst, daß beide Richtungen in ihrer einseitigen

Ausbildung nur zur Anregung und Vorbereitung der Gemüther dienen können, während die Wirklichkeit irgend einen Weg einschlagen wird, der von dem einen Grundsatz Dieses, von dem andern Jenes aufnimmt. So hat die neuere Zeit dem Individuum auf der einen Seite durch Gewerbefreiheit und Freizügigkeit Raum gemacht, auf der andern durch Zwangsaushebung und Schulzwang neue Verpflichtungen festgesetzt. Es kommt aber darauf an, einen Zustand zu erringen, bei welchem jede Umänderung der bestehenden Gesetze, sei es nun eine Ausdehnung oder Beschränkung der Staatsgewalt, in einem bestimmten vorbereitenden Verhältniß stehe zu der Erlösung der Massen aus ihrer bloß dienenden Stellung und zur Hinführung der gesammten Menschheit zu dem Ziel eines menschenwürdigen Daseins.

In Frankreich, wo einseitige aber kraftvolle Theoretiker von jeher den größten Einfluß geübt haben, galt seit der großen Revolution vorwiegend das Princip der Staatsgewalt, bis endlich Proudhon mit solcher Schroffheit dagegen auftrat, daß er den Bestand aller und jeder Staatsgewalt unbedingt ansocht. Die Helden der Revolution von 1789 hielten den Staat für allmächtig. Wie man im vorigen Jahrhundert in dem pädagogischen Deutschland glaubte, Alles aus dem Menschen durch die Erziehung machen zu können, so währte man in dem politischen Frankreich, durch Gesetze jeden beliebigen Zustand der Glückseligkeit hervorzuführen zu können. So rief St. Just aus (Vergl. Engländer, Gesch. der franz. Arb.-Assoc. I. S. 121): „Der Gesetzgeber befiehlt der Zukunft; seine Sache ist es, das Gute zu wollen, seine Aufgabe, die Menschen so zu machen, wie er will,



daß sie seien." Erst seit 1830 wurde durch Buchez in Frankreich der Gedanke heimisch, daß die Gesellschaft nicht im Sturm der Revolution, nicht durch den Zwang der Gesetze, sondern durch das stille Walten der Brüderlichkeit, durch die allmähliche Verbreitung der Associationen, umgestaltet werden müsse. Dies stille, schwärmerische Walten eines Verbrüderungsgeistes, dem die Brüderlichkeit fast die Geltung einer neuen Religion hatte, wurde in den Stürmen des Jahres 1848 wieder abgelöst durch den politischen Socialismus. Man suchte das „Recht auf Arbeit“ zu einem neuen Zweig der Menschenrechte zu erheben. Man verlangte nach „Organisation der Arbeit“ und hatte doch keine klare Idee von der Möglichkeit einer Organisation. Der Kommunismus vermochte sich in einer strengeren Form auch nicht einmal vorübergehend als politisches Princip geltend zu machen; er blieb Sache vereinzelter Schwärmer. Den bedeutendsten Anhang gewann Louis Blanc, welcher zwar aus Fourier's Schule stammte, aber im Verlauf seiner socialistischen Wirksamkeit sich mehr und mehr dem einfachen Associations-Prinzip näherte. Sein Ideal war die Aufhebung der Konkurrenz durch Vermittlung der Staatsgewalt. Der Staat sollte den Arbeitern die Mittel gewähren, um die Produktion unabhängig von den Kapitalisten betreiben zu können. Der Arbeitslohn sollte für alle Arbeiter gleich sein. Das System Louis Blanc's ist deshalb für uns vorzüglich interessant, weil es in dem heftigen Streit, der sich in Deutschland jetzt über die Arbeiterfrage erhoben hat, sehr häufig genannt wird. Während man ganz ergötzt, bei den auf Selbsthülfe beruhenden Genossenschaften

das Andenken Buchez' wieder zu Ehren zu bringen, hat man vielfach behauptet, daß das System Cassalles nichts als eine Wiederholung der Ideen Louis Blanc's sei; ja, man ist sogar so weit gegangen, die schon a priori unzulässige Behauptung aufzustellen, als sei dies System durch die Erfahrungen, die man in Frankreich gemacht habe, thatsächlich widerlegt worden. Wir sind weit entfernt, an solche in der Hitze des Streites zu Tage tretenden Behauptungen einen gar zu strengen Maßstab anzulegen, könnten aber doch die einfache Bemerkung hier nicht unterlassen, daß von solchen Widerlegungen einer Idee durch eine in den Stürmen einer Revolutionszeit gemachte Erfahrung ein für allemal gar keine Rede sein kann. Es wäre doch neu, wenn für die politischen Ideen eine andere Logik gelten sollte, als für die Bewährung irgend einer andern Idee. Die Einfalt konservativer Philister sah freilich das Mißlingen zahlreicher Versuche zur Dampfschiffahrt als vollkommen genügenden Beweis für die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens an. Fulton baute unter dem Hohn der altflugen Erfahrungsmänner dennoch das Dampfschiff und die Welt nuzt die Erfindung. Wer die Kulturgeschichte kennt, weiß, daß wir nur ein beliebiges Beispiel aus tausend gleichbedeutenden herausgreifen. In der Politik aber muß man entweder in kindischer Beschränktheit überhaupt die Möglichkeit großer Neuerungen leugnen, oder man muß einräumen, daß hier so wenig wie auf irgend einem andern Gebiet ein wiederholtes Fehlschlagen die Unausführbarkeit einer Idee beweisen kann. Es ist ganz etwas anderes, wenn man auf die Kostspieligkeit solcher Experimente mit dem Wohl der

Völker hinweist, wenn man ein leichtfertiges Experimentiren auf diesem Gebiet sogar frevelhaft findet. Dagegen ist nichts einzuwenden; die Nationen finden nur nach langen Zwischenräumen wieder die Kraft, einen solchen Versuch zu wiederholen. Nur behaupte man nicht die Ungereimtheit, als könne eine Theorie durch ein Fehlschlagen widerlegt werden, welches von tausend Nebenumständen bedingt werden kann.

Beiläufig müssen wir dann auch bemerken, daß es höchst unrecht ist, wenn man in Zeitungsartikeln noch immer die Pariser Nationalwerkstätten des Jahres 1848 mit Louis Blanc, und indirekt mit Lassalle zusammen bringt, während doch von letzterem so bündig, als man es nur irgend verlangen kann, nachgewiesen ist, daß die Nationalwerkstätten von den Gegnern Louis Blanc's organisirt und geleitet wurden, mit der bestimmten Absicht, die Arbeiter dem Einfluß des letztern zu entziehen, und die socialistische Idee zu compromittiren. Richtig ist dagegen, daß in Frankreich auch Experimente stattgefunden haben, welche mit Lassalles Idee eine auffallende Aehnlichkeit haben; nur daß sie in Frankreich nicht als Früchte eines ursprünglichen Princip's, sondern mehr als Nachklänge der großen socialen Bewegung erscheinen. Es sind dies aber die nach der Junischlacht errichteten Associationen, für welche ein Staatscredit von 3 Millionen Francs bewilligt wurde. Diese Summe floß aber zum Theil in die Hände von Fabrikanten, welche sich verpflichteten, ihren Arbeitern einen Gewinn-Antheil zu geben; das Uebrige floß meist begünstigten Associationen von spärlicher Mitgliederzahl zu, welche das Princip der Association

am wenigsten rein vertraten, während diejenigen Arbeiter-Verbindungen, bei denen die Aussicht auf das Gelingen des Experiments am nächsten lag, nichts erhielten. „Man hat Hunderte von Belegen dafür, daß der Staat diese 3 Millionen für ein Experiment geopfert hat, dem er keinen Erfolg wünschte, ja, von dem er heimlich hoffte, daß es mißglücken sollte.“ (Engländer). —

Eine weitere Prüfung der Idee Lassalles wird übrigens im vierten Kapitel folgen, wo wir sie mit Rücksicht auf ihre augenblickliche Bedeutung betrachten werden. Hier ist sie uns nur eine der vielen Variationen des socialen Grundgedankens, welcher darauf hinausgeht, den Kampf um die bevorzugte Stellung zu beseitigen oder in einen gemäßigten Wettbewerb zu verwandeln. Es sei nur an dieser Stelle schon hervorgehoben, daß es Lassalle gar nicht einfiel, den Sporn des Wettseifers zu beseitigen. Gerade der charakteristische Fehler Louis Blanc's, die Schrulle von der Gleichheit des Arbeitslohns, ist Lassalle gänzlich fremd, und dieser Punkt macht einen so bedeutenden Unterschied, daß man die Systeme beider Männer niemals hätte verwechseln dürfen.

## Drittes Kapitel.

### Die Lebenshaltung (standard of life).

---

Die Engländer, welche sich schon so vielfach in den verschiedensten Richtungen mit der Arbeiterfrage beschäftigt haben, besitzen in dem Ausdruck standard of life eine bequeme und Jedermann geläufige Bezeichnung für einen Begriff, der in dieser Frage eine sehr wichtige Rolle spielt. Das Wort standard, (Standarte, Fahne) wird für den Fuß der Münze, für das Kaliber der Kanonen, für den Normalmaß von Maß, Gewicht u. dgl. gebraucht, und bedeutet überhaupt die Regel oder Richtschnur einer Sache. Man könnte standard of life mit „Lebensfuß“ übersetzen, da wir ja z. B. sagen „auf einem hohen Fuße leben“; wir ziehen jedoch die Bezeichnung Lebenshaltung vor und wollen damit das Niveau bezeichnen, auf welchem sich ein gewisser Theil der Bevölkerung hinsichtlich seiner Ernährung und seiner übrigen Ansprüche an das Leben zu halten vermag. Die Lebenshaltung der Arbeiterbevölkerung ist dann unter den verschiedenen Stufen des socialen Daseins die niedrigste, denn von Bettlern und Bagabunden sprechen wir hier nicht, obwohl

diese es leider theilweise besser haben, als die redlichen und fleißigen Arbeiter.

Die Wichtigkeit des Begriffs der Lebenshaltung liegt nun aber darin, daß man in diesem Normalmaß der Ansprüche des Arbeiters an das Leben nicht einen bloßen statistischen Durchschnittssatz sieht, sondern eine sociale Macht, daß man der Lebenshaltung des Arbeiterstandes eine Widerstandskraft gegen den Druck des Kampfs um das Dasein zuschreibt. Zugleich ist der Begriff so allgemein — wenigstens wollen wir unser deutsches Wort „Lebenshaltung“ ausdrücklich in dieser Allgemeinheit verstanden wissen — daß er alle, auch die moralischen Mittel mit umfaßt, mit welchen der Arbeiterstand überhaupt im großen Ganzen dem Drang des Lebens zu widerstehen vermag. Glücksfälle haben mit der Lebenshaltung nichts zu schaffen; eben so wenig die besondere Auszeichnung einzelner hervorragender Naturen. Es geht um das Allgemeine, das in der Regel zu Erwartende, welches bei der Betrachtung des Schicksals der Massen allein von Bedeutung ist.

Daß die Lebenshaltung in diesem Sinne von größter Wichtigkeit ist, daß eine Arbeiterbevölkerung von festen Gewohnheiten und bestimmten Ansprüchen an das Leben der Ausbeutung durch das Kapital ungleich größeren Widerstand leistet, als eine solche, welche sich in ihren Gewohnheiten leichtsinnig nach dem Glück des Augenblicks richtet, ist im Allgemeinen nicht zu bestreiten. Wo eine zufällige Conjunktur plötzlich hohe Löhne hervorruft, welche den Leuten wie ein Lotteriegewinn zufallen und ebenso wieder verschwinden, da entsteht gewöhnlich Ausgelassenheit, Demoralisation

und nachher doppeltes Glend. Wo es dagegen den Arbeitern gelingt, während einer günstigen Zeit den Ueberschuß über die bisherige Einnahme zur soliden Verbesserung ihrer Einrichtungen und ihrer Lebensweise zu verwenden, da werden sie ganz von selbst, ohne besondere Verabredung und ohne viel Entschluß dazu nöthig zu haben, den Versuchen einer Herabdrückung dieser erhöhten Lebenshaltung einmüthigen Widerstand entgegenzusetzen. Die erste Wirkung der Lebenshaltung ist also die, daß sie eine natürliche Coalition aller derer erzeugt, welche sich in annähernd gleicher Lage befinden. Diese natürliche Coalition kann nicht verboten werden. Während durch bellagenswerthe Mißgriffe der Gesetzgebung die Arbeiter bisher in den meisten Staaten Europas verhindert werden, sich hinsichtlich ihrer Lohnforderungen zu verabreden, sind sie ohne alle Verabredung stillschweigend einverstanden, den äußersten Widerstand zu leisten, wenn sie von ihrer gewohnheitsmäßigen Lebenshaltung auf eine tiefere Stufe herabgedrückt werden. Allein dieser ganze Widerstand hat gegen die Uebermacht des Kapitals doch nur eine sehr beschränkte Wirkung. Indem sich der Preis eines Fabrikates durch Angebot und Nachfrage regelt, kann es dem Fabrikanten unmöglich werden, ferner den früheren Arbeitslohn zu zahlen, wenn er nicht ohne Nutzen arbeiten will, und das gehört zu seiner Lebenshaltung. Nutzen muß er haben, sonst thut er's nicht. Er setzt also den Lohn herunter, und wenn er nun keine Arbeiter findet, so fabriciert er auch nicht. So lange noch anderswo ein höherer Lohn zu haben ist, kämpft der Arbeiter noch. Er würde vielleicht viel schneller nachgeben, weniger nach anderer Beschäftigung

streben, nicht so leicht auswandern, wenn er sich nicht an eine bestimmte Lebenshaltung gewöhnt hätte, die er nun einmal nicht missen mag; allein sobald die Lohn-Ermäßigung allgemeiner um sich greift, ist er ohnehin verloren, er muß nachgeben und seine Ansprüche an das Leben eine Stufe tiefer stellen.

Ganz ohne Rückwirkung ist übrigens der Widerstand des Arbeiters bei Bertheidigung seiner Lebenshaltung keineswegs; ja es gibt einen Punkt, wo dieser Widerstand unüberwindlich wird. Dieser Punkt ist aber dann erreicht, wenn die Lebenshaltung bereits so weit herabgedrückt ist, daß sie sich dem Minimum der im Lande überhaupt vorkommenden Stufen nähert. Das Mittel aber, durch welches der Arbeiter dann einen so unüberwindlichen Widerstand leistet, ist sehr einfach: er stirbt nämlich.

Eigentlich sollte man sagen, daß bei jener Grenze der moralische Widerstand gegen die Herabdrückung des Arbeitslohnes auch ohne die Verminderung der Zahl der Arbeiter auf den Preis der Fabrikate zurückwirken würde. Stellt man sich nämlich einen Augenblick vor, die Arbeiter hätten auch ohne ihren Lohn noch auf längere Zeit zu leben, so müßte das verminderte Angebot von Arbeitskräften, so lange eben kein höherer Lohn gezahlt werden könnte, nothwendig zu einer Verminderung der Produktion führen. So würde Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt eine Rückwirkung üben auf das Angebot der Waaren, und, fortbauende Nachfrage nach denselben vorausgesetzt, müßte sich eine Preissteigerung ergeben, welche demnächst wieder einen höheren Lohn möglich machte. Dies würde der naturgemäße



Verlauf sein, wenn der Kampf um das Dasein nicht wäre, wenn für alle Betheiligten der Lebensunterhalt in gleicher Weise gesichert wäre. Nun aber treten Hunger und Elend ein und verändern die Sache, indem sie entweder die Arbeiter zwingen, zu niedrigem Preise zu arbeiten, oder die Zahl derselben durch das bekannte Vernichtungsgeschäft vermindern und so einen dauerhafteren Widerstand gegen die niedrigen Löhne hervorrufen. Der Unternehmer wartet alle diese Phasen ruhig ab oder hilft sich auch durch Einführung neuer Maschinen, welche menschliche Arbeit sparen.

Man thut wohl daran, genau darauf zu achten, wie die Erhöhung der Lebenshaltung auf die Erhöhung der Löhne wirkt, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Wissenschaft über diesen Punkt noch mehr Licht verbreitete. Daß sie von Einfluß ist, wird von allen Seiten zugegeben. Wenn z. B. Cassalle das Ricardo'sche Gesetz in der Form aufstellt, „daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist,“ so ist die volle und rückhaltlose Anerkennung des Einflusses der Lebenshaltung in dem einzigen Wörtchen „gewohnheitsmäßig“ enthalten. So lange aber von der einen Seite behauptet wird, daß eine beständige und allgemeine Steigerung der Lebenshaltung für sich allein schon eine genügende Lösung der Arbeiterfrage bilde, während von der andern Seite eben dies gewohnheitsmäßige Minimum als der Stammsitz des Elends betrachtet wird, einerlei ob es ein wenig steigt oder fällt, so lange wird man auch behaupten dürfen, daß Natur und

Wirkungsweise der Lebenshaltung noch vollständig im Unklaren sind, so wohlgemuth man auch mit diesem Begriff seine Theorien zu bauen pflegt. Eine reine Lösung des Räthfels ist aber nur zu erhalten, wenn man wieder scharf die Erscheinungen des Kampfs um das Dasein ins Auge faßt.

Wir haben eben dargethan, daß an und für sich auch eine rein moralische Rückwirkung der Lebenshaltung auf den Arbeitslohn denkbar ist, aber nur unter einer Voraussetzung, die in der Wirklichkeit bisher nirgendwo zutrifft; unter der Voraussetzung nämlich, daß die Arbeiter freiwillig das Angebot von Arbeit, sei es durch Coalitionen, sei es durch bloß theilweises Feiern so lange mindern können, bis die Nachfrage nach den Produkten ihrer Arbeit den Preis der Waare und damit den Arbeitslohn wieder steigert. Da nun eben gegenwärtig fast für alle Consum-Gegenstände sehr bedeutende Borräthe da sind, die Arbeiter aber nur geringe Borräthe besitzen, so vermögen sie auf diesem Wege ihr Ziel nicht zu erreichen. Man nimmt bei Betrachtung dieser Frage gewöhnlich zu einseitig auf die Kapitalisten und Unternehmer Rücksicht, die es allerdings auch aushalten können. Das wahre Problem steckt aber nicht hier, sondern in dem Verhältniß der Borräthe. Wie enorm diese sind, wenn man Alles zusammennimmt, was in den Lagern der Fabriken, bei Grossisten, Detaillisten und in häuslichen Borräthen angespeichert ist, hat jüngst wieder die große Baumwollen-Krisis in einer Weise bewiesen, welche selbst die gewiegtesten Sachkenner in den Handelskammern Englands überrascht hat. Es ist daher immer thöricht, wenn die Ar-

beiter durch Arbeitseinstellung grade nur darauf rechnen, den Arbeitgeber mürbe zu machen. Dieser wird nicht mürbe, wenn er nicht etwa eine bedeutende Lieferung zu machen hat, von deren Einhaltung seine Existenz abhängt. Er wird aber namentlich niemals mürbe, wenn die Arbeiter ihre Thätigkeit einstellen, wo der Arbeitslohn gedrückt ist, weil eben auch die Preise des Produktes gedrückt sind. Eher würde sich bei steigender Konjunktur etwas erreichen lassen; allein dann pflegen die Arbeiter am wenigsten daran zu denken. Bei jedem erheblichen Steigen der Nachfrage tritt nämlich ein Zeitpunkt ein, wo der Fabrikant höhere Preise erzielt, ohne schon höhere Löhne bezahlen zu müssen. Es wird eine Zeit lang Alles vollauf beschäftigt, die verschiedenen Funktionen greifen aufs straffste in einander, es wird vortheilhafter gearbeitet. Erst wenn die Nachfrage noch weiter steigt, müssen neue Arbeiter herangezogen werden. Wenn nun in jenem günstigsten Augenblicke die Arbeiter sich knapp machten, so müßte ein erhöhter Lohn in den meisten Fällen bewilligt werden, der aber freilich auch mit der nächsten sinkenden Konjunktur wieder spurlos verschwinden würde. Eine dauernde Erhöhung der Lebenshaltung läßt sich in keinem Falle auf eine Konjunktur begründen, und wenn sonach die Arbeiter, namentlich in England, wo sie das Koalitionsrecht haben, bisher sehr schlecht rechnen, so ist doch ihr Gefühl das richtige, daß nämlich der Widerstand gegen Herabdrückung des Lohns für sie we' entscheidender ist, als eine gelegentliche Erhöhung. E sollten aber einmal einsehen, daß sie es in dem Falle, u der Lohnabzug, wie in der Regel, mit Ueberproduktion z

sammenhängt, nicht mit dem Arbeitgeber allein zu thun haben, sondern mit dem ganzen konsumirenden Publikum. Daher können auch partielle Arbeitseinstellungen, selbst wenn sie für einen gewissen Fabrikbezirk total sind, meist wenig helfen, da die Vorräthe von andern Bezirken her ergänzt werden. Wenn dagegen auch nur ein Viertel aller Arbeiter durch ein ganzes Land so gut gestellt, so entschlossen wäre, um bei einer unwürdigen Lohn-Erniedrigung ohne weitere Verabredung, wie selbstverständlich, aus dem Arbeitsverhältnisse auszuscheiden, so vermöchte das schon eine beträchtliche Wirkung hervorzurufen; man wird aber leicht einsehen, daß dies in der Regel nicht der Fall ist. Die Arbeiter, welche noch ein wenig Vermögen haben, sind nur gar zu leicht geneigt, in solchen Fällen zuerst nachzugeben, wie denn ja auch bekanntlich die billigsten Arbeitslöhne sich meist da finden, wo der Arbeiter noch ein Stück Land besitzt, dessen Früchte er genießt. Hieran läßt sich nun freilich nichts ändern, wohl aber kann es sich, wenn die Zeit gekommen ist, von selbst ändern, indem sich ein anderer Geist unter dem Arbeiterstande verbreitet. Wir werden später sehen, von wie entscheidender Wichtigkeit dieser Punkt bei der Beurtheilung der Konsumvereine ist, welche, je nachdem es mit diesem Geist beschaffen ist, für den Arbeiterstand sehr wichtig, oder aber ganz gleichgültig, wo nicht schädlich sein können. Hier genügt es festzustellen, daß der Arbeiter, im Ringen um seine Existenz begriffen, bis jetzt auch nicht von ferne ausreichende Mittel hat, um seinen moralischen Widerstand gegen die Herabdrückung des Arbeitslohnes den gehörigen Nachdruck zu geben.

Wie kommt es nun aber, daß er doch widersteht, daß wenigstens bei dem Niveau der niedrigsten landesüblichen Lebenshaltung das Sinken der Löhne Halt machen muß, daß der Engländer sich nicht auf das Niveau des Deutschen, der Deutsche sich wenigstens nicht auf das Niveau des Botokunden herabbrücken läßt? Man wird doch nicht etwa glauben, daß die Kapitalisten und Unternehmer sich zuletzt überreden ließen, daß sie es einsehen, daß der Arbeiter nicht noch tiefer gedrückt werden dürfe? In England freilich versucht man bisweilen, ihnen diese Einsicht beizubringen, und zwar indem man auf das beständige Steigen der Armensteuer hinweist, ein Gesichtspunkt, den man praktisch nennt, weil er gemein ist. Und doch wirkt eine solche Erwägung wohl dahin, zahlreiche philanthropische Vereine in's Leben zu rufen, aber auf den Arbeitslohn hat sie nicht den mindesten Einfluß. Es muß ja doch im Geschäft unbedingt verdient werden, und zwar so viel als möglich; von dem Gewinn mögen dann einige Thaler zu guten Zwecken abfallen. Es geht, wie bei dem christlichen Fabrikanten indischer Götzenbilder. Sein frommes Gemüth bewegt ihn wohl, jährlich einige Pfund an die Mission zu geben; aber die Götzenbilder muß er liefern, das sind Geschäftsfachen, da hört die Gemüthlichkeit auf. Man müßte allen Erfahrungen der Volkswirthschaft Hohn sprechen, wenn man an irgend einen anderen moralischen Widerstand des Arbeiters denken wollte, als den, daß er eben nicht mehr will. Aber was dann? Auswandern? Es gibt einige ganz seltene Fälle, in denen die Auswanderung, wie z. B. in Irland, so massenhaft eintritt, daß dadurch alle Verhält-

nisse verändert werden; aber dann liegt auch meist schon die äußerste Verzweiflung vor. Im Ganzen ist der Einfluß der Auswanderung gering, und es bleibt somit eben nichts anderes übrig, als die Vermehrung der Sterblichkeit, da die Enthaltung von der Eheschließung keine momentane Wirkung üben kann. Nun entsteht hier eine ganz nahe liegende Frage, die gewöhnlich nicht weiter erörtert wird, vielleicht weil die Schriftsteller des Faches annehmen, daß Jeder sie sich selbst beantworten kann. Wir halten es nun aber doch für unumgänglich, diese Frage recht scharf zu stellen, und sie so gut als möglich zu beantworten. Wie kommt es, daß die erhöhte Sterblichkeit den Arbeitslohn regeln kann, wenn die Lebenshaltung noch nicht die niedrigst mögliche ist? Warum, mit andern Worten, wird nicht eine Arbeiterbevölkerung überhaupt immer tiefer in allen Lebensbedürfnissen herabgedrückt, bevor sie sich das Nothwendigste zur Unterhaltung des Lebens fehlen läßt? Mit der Beantwortung dieser Frage wird auch die sociale Bedeutung der Lebenshaltung erst recht in ihr volles Licht treten.

Wir erinnern zunächst an die Ausführung im ersten Kapitel, in welcher wir zeigten, auf wie mannigfache Weise der Mangel wirkt, bevor er sich in den statistischen Tabellen als Vermehrung der Sterblichkeitsziffer kund gibt. Der Mangel belästigt beständig, allein er tödtet gelegentlich, wenn der Körper in den mancherlei Schwankungen, denen er unterworfen ist, grade auf einem ungünstigen Punkt angelangt ist. Wir müssen nun vor allen Dingen festhalten, daß diese verwüstenden Wirkungen des Mangels thatsächlich

bei einer Bevölkerung von höherer Lebenshaltung, so gut vorkommen, wie bei einer Bevölkerung von niedriger Lebenshaltung, und unsere ganze Aufgabe ist nun, dies Factum weiter zu erklären. Da bieten sich uns nun, so viel wir sehen, nur zwei Erklärungsgründe dar: der eine ist die Wirkung einer verschiedenen Gewöhnung in Beziehung auf Nahrung und Pflege selbst; der andere ist das allgemeine Streben, diejenigen Stücke der Lebenshaltung, welche nach Außen sichtbar sind, und welche mehr dem Schmuck und der Auszeichnung dienen, unter Aufopferung des Nothwendigsten so lange als nur irgend möglich festzuhalten.

Den ersteren Grund können wir hier übergehen, da die Sache im Allgemeinen für sich selbst spricht, und Genaueres darüber von der Wissenschaft noch nicht ermittelt ist. Der zweite Grund ist von ungemeiner socialer Wichtigkeit; er gehört geradezu zu den psychologischen Grundzügen des menschlichen Charakters, welche auf alle Verhältnisse einen tief eingreifenden Einfluß üben. Bekannt ist, daß sich derselbe Zug nicht eben nur beim Arbeiterstande findet, sondern sogar noch viel deutlicher bei allen „höheren“ Ständen, bei welchen die Ansprüche an das Leben mit den Mitteln nicht im Einklang stehen. Die Emigranten aus der Zeit der französischen Revolution, oft Leute aus dem höchsten Adel, welche in Ueberfluß und Ueppigkeit groß geworden waren, litten häufig lieber den wirklichsten Hunger, als daß sie auf ein vornehmeres Aeußere verzichtet hätten, und mancher Thaler ist schon für ein Trinkgeld verwandt worden, den der Besizer im Stillen lieber für eine gute Mahlzeit gegeben

hätte. Dasselbe finden wir bei unbemittelten Adeligen noch oft genug, und der knapp besoldete Beamte mit vornehmem Titel, der auf den Umgang mit lauter vermögenderen Leuten angewiesen ist, zieht sich auch lieber alles Andere ab, als die Mittel zur Repräsentation. Wenn es dabei auch nicht leicht bis zum eigentlichen Hunger kommt, so treten doch oft Entbehrungen ein, welche auf die Conservirung des Lebens von Einfluß sind, und welche durch offenen Verzicht auf überflüssigere Dinge vermieden werden könnten. Wir halten es gar nicht für unwahrscheinlich, daß der Einfluß der Theurungen auf die Sterblichkeit sich noch bis auf Beamtenkreise erstreckt, welche die drei- und vierfache Einnahme einer Arbeiterfamilie haben. Man ist im täglichen Leben nur gar zu leicht geneigt, ein solches Verhalten scharf zu tadeln oder als elende Eitelkeit zu verspotten; und in der That ist auch der Spott sehr wohl verdient, wenn sich mit jenem heimlichen Mangel der Hochmuth und die Geringschätzung anderer Stände verbinden. Dabei darf man jedoch nicht übersehen, daß neben der tief gewurzelten Neigung zum Scheinwesen in solchem Verhalten auch ein idealer Zug liegt, den man respektiren kann. Diese Leute machen aus ihrer gewohnten Lebenshaltung ein Princip, und suchen gerade das Unterscheidende deshalb mit einem gewissen Pflichtgefühl festzuhalten. Nun sind zwar die Anschauungen von der höheren Würde eines Adeligen, eines Beamten, oder eines Mannes, dessen Väter vermögend waren, an sich höchst verwerflich, aber der Umstand, daß der Mensch diesen Gril- len zu liebe, wo sie einmal da sind, Opfer bringen kann, macht die Sache nicht schlimmer, sondern eher wieder besser.



Ueber allen Zweifel aber ist es erhaben, daß ein solches Festhalten an gewissen Attributen einer höheren Lebenshaltung etwas Edles und Gutes ist, in dem Stande, welcher nicht mehr in der Lage ist, sich über andere zu erheben. Die Zeiten sind noch nicht zu fern, in denen ein großer Theil des Volkes, selbst in Städten, barfuß ging. Jetzt will der Arbeiter nicht nur gleich seinen Mitbürgern, sich in einem vollständigen und schicklichen Anzug zeigen, sondern er will auch außer seinem Arbeitsgewand einen guten Rock haben. Darin, daß er in diesen Beziehungen nicht zurücksteht, findet er ein äußeres Symbol seiner Menschenwürde, und es liegt ein gewisser Heroismus darin, wenn er diesem Bewußtsein in schlimmen Zeiten ein Opfer bringt.

Da nun aber ferner der Kampf um das Dasein doch fortgehen würde, wenn auch der Arbeiter in diesen Dingen nachgäbe, so liegt in der starren Behauptung der Lebenshaltung ein Mittel, um den Arbeiterstand vor immer tieferem Sinken nothdürftig zu schützen. Eine ganz andere Frage aber ist die, ob man dem Arbeiterstande auch zureden soll, bei günstigen Zeiten jede kleine Mehreinnahme sofort auf Erhöhung der Lebenshaltung zu verwenden. Man räth den Arbeitern, sich Uhren, Thermometer und Bücher anzuschaffen, oder Zeitungen zu halten, sich besser zu kleiden, bessere Wohnungen zu beziehen u. dgl. Dies ist auch unzweifelhaft vortrefflich, wenn der Arbeiter dadurch eine bessere, freundlichere Häuslichkeit erhält, und in Folge besser sich gleichsam selbst vom Wirthshausleben, abstumpfenden Branntweingenuß und zerstreuenden, friedlosen Vergnügungen hinweglockt. Aber eine andere Frage ist, ob er nicht

am besten thut, wenn das Glück ihm eine Verbesserung seiner Lage entgegenwirft, jeden Groschen zu sparen, um sich damit später, im Verein mit seinen Brüdern, die Freiheit zu erkämpfen. Denn das ist in diesem Falle noch am ehesten möglich, und wenn der heilige Entschluß, alle Kräfte dem großen Befreiungswerke zu widmen, die Herzen durchdringt, so werden dadurch die moralischen Vortheile einer Erhöhung der Lebenshaltung aufgewogen.

Unsere Erörterung der Lebenshaltung bringt nun zunächst klares Licht in eine Frage, über welche die verworrensten Streitigkeiten geführt werden, ohne daß ein nennenswerthes Resultat erzielt wird, weil sich meist der eine an diese vereinzelte Thatsache, der andere an jene hält, ohne daß der richtige Ueberblick da ist. Es ist die Frage nach der thatsächlich erfolgenden Verbesserung oder Verschlimmerung der Lage des Arbeiterstandes. Bekanntlich ist die Behauptung einer beständigen Verbesserung der Lage des Arbeiters, und überhaupt der ärmeren Volksklassen, so allgemein, und mit so vielen Zahlen und Daten aller Art belegt, daß der grelle Ruf der Verzweiflung, welcher oft das grade Gegentheil in die Welt hinausruft, meist überhört wird. Die Frage scheint so schwierig, daß selbst Cassalle vor der Lösung derselben zurückschrak und in der Deduktion seiner Ansichten (S. 19 und 20 des Antwortschreibens) sofort darauf übersprang, die vergleichsweise schlechte Lage des Arbeiterstandes, sein Verhältniß zu den andern Klassen zur Basis seiner Folgerungen zu machen. So viel Wahres nun auch grade in dem liegt, was Cassalle dort über das psychologische Maas der Entbeh-

rungen entwickelt hat, so bleibt eben doch in seiner Debut-  
 tion eine Lücke, deren bedeutungsvollen Einfluß wir später  
 noch sehen werden. Nicht darum hätte es sich ja gehandelt,  
 in einer verwickelten und gelehrten Untersuchung (vergl. S. 19  
 a. a. D.) den eigentlichen Beweis für die eine oder andere  
 Ansicht zu führen. In dieser Hinsicht konnte sich Lassalle  
 immerhin damit begnügen, zu behaupten, daß seine Gegner  
 erst recht nicht zu einer Beweisführung im Stande seien.  
 Es handelte sich vielmehr darum, auch nach dieser Seite  
 hin die Ricardo'sche Regel gegen jedes Bedenken fest-  
 zustellen. Auch für diese läßt sich ein, den Anforderungen  
 der exakten Wissenschaften — und zu denen muß sich die  
 Social-Statistik zählen — völlig entsprechender Beweis nicht  
 führen. So verfehlt es auch von Lassalles Gegnern war,  
 dreist abzuläugnen, daß jene Lehre wirklich von allen Auto-  
 ritäten der Volkswirtschaft vorgetragen würde, so folgt  
 daraus doch noch lange nicht, daß sie gegen jedes Bedenken  
 feststeht. Es folgt namentlich für Lassalle nicht, der von  
 seinem Standpunkt aus eigentlich die ganze Volkswirtschaft  
 hätte umarbeiten müssen. So konnte denn ein neuerer  
 Schriftsteller, G. Schmoller, (die Arbeiterfrage, Preuß.  
 Jahrb. Dft. 64, S. 413 u. f.) auf die neue Wendung  
 verfallen, zwar die Richtigkeit der Lassalle'schen Citate zuzu-  
 geben, wie dies jeder ehrliche Mann thun muß\*), zugleich

\*) Es sei ferne von uns, damit diejenigen Männer, welche jene  
 Läugnung sich dennoch haben zu Schulden kommen lassen, in Bausch  
 und Bogen der Unehrlichkeit zu zeihen. Wir wissen es recht wohl —  
 und nehmen es auch für uns in Anspruch — was man in der Debat-  
 tation von Tagesfragen der Hitze des Gefechtes und dem Drang des

aber jene sämmtlichen Autoritäten der Oberflächlichkeit zu beschuldigen. Die ganze Darlegung ist, sowohl wegen des Wahren, als auch wegen des Falschen, das sie enthält, bemerkenswerth genug, um uns zu einer Mittheilung der Hauptstelle zu veranlassen. Schmoller hat nämlich ganz richtig erfaßt, daß unsere ganze Nationalökonomie zu ihrer Vertiefung eines Zurückgehens auf die psychologischen Grundlagen der menschlichen Handlungen bedarf, und, indem er nun behauptet, daß sich dies grade in dem Streit über die Lohnfrage und über das sogenannte Ricardo'sche Gesetz besonders deutlich zeige, fährt er mit folgender Erörterung fort:

„Der Arbeitslohn, erklärt Cassalle, richtet sich nach dem Angebot und der Nachfrage; sobald die Nachfrage steigt, wird der Arbeiterstand wachsen und damit den Lohn wieder auf das Minimum der landesüblichen Existenz herabdrücken. Aber doch ist der Lohn in der letzten Zeit gestiegen — viel mehr haben ihm seine Gegner nicht entgegenzusetzen gewußt, und eine Thatsache widerlegt ein Gesetz, wenn es ein solches ist, nicht.

Es ist ganz wahr, Ricardo und schon Adam Smith sagen dasselbe, und bis auf die neueste Zeit haben es ihnen die meisten Nationalökonomien nachgesprochen. Daß die

Augenblicke zu Gute halten muß. Es muß da oft, weil eben der Moment es fordert, eine Schrift — wie auch die gegenwärtige — auf den Markt des Lebens hinausgeworfen werden, welche ihre Bedeutung in dem Gewicht der Hauptgedanken hat, und nicht in formeller Vollendung. Man sollte freilich, wo man solche Angriffe gegen Personen richtet, vorsichtiger sein, allein das Dogma von der bodenlosen Unwissenheit Cassalles war einmal so verbreitet, daß gewiß Mancher kaum gewußt hat, was er that.

spätere Nationalökonomie die Unrichtigkeit dieses sogenannten Gesetzes nicht einsah, beruht wesentlich auf den thatsächlichen Verhältnissen unserer Zeit, auf dem Druck, unter dem die Arbeiter während der Uebergangsperiode litten, auf den noch nicht consolidirten sittlichen Zuständen, wie sie stets nothwendig den Eintritt in eine Kulturperiode begleiten. Die sämmtlichen Autoritäten, die Lassalle in seinem Arbeiterlesebuch citirt, haben die Zustände der vierziger Jahre vor Augen. In Wahrheit aber ist dieses sogenannte eiserne Gesetz nicht viel mehr als eine oberflächliche Abstraction, wie sie der englischen Nationalökonomie gerade um ihres Ausgehens von der Praxis des Lebens willen so oft passiert. Es läßt sich auf einen großen Theil der englischen Nationalökonomie, besonders auf Ricardo nicht mit Unrecht das bekannte Wort anwenden: Niemand ist doctrinärer und abstrakter als ein Praktiker, der anfängt zu schriftstellern. Mit der Auffassung von ein paar Erscheinungen an der Oberfläche glaubt man Fragen erschöpft zu haben, die nur durch das Zurückgehen auf die tiefer liegenden Ketten und Reihen von innern psychologischen und ethischen Ursachen zu lösen sind.“

Man wird sich vergeblich in Lassalles Schriften nach einer genügenden Deckung gegen diesen Angriff umsehen, so sehr der scharfsinnige Dialektiker auch allen möglichen Einwänden vorzubeugen liebte. Der Grund liegt darin, daß Lassalle die Ricardo'sche Regel nicht selbständig und tief genug begründete. Er hat sich zwar nicht auf einen bloßen Autoritäten-Beweis verlassen; allein er ist auch nicht tiefer gegangen, als die Autoritäten der allliberalen Volkswirtschaft. Er leitete die Lohnregel einfach aus der Herrschaft

von Angebot und Nachfrage ab, statt den allein entscheidenden Punkt zu betonen und auszuführen, der sich eben nur aus der Anwendung der Darwin'schen Lehre auf die Arbeiterfrage ergibt, nämlich das unter allen Umständen erzungene und nur durch den Kampf um das Dasein geregelte Angebot der Arbeitskraft. Dies hängt damit zusammen, daß Lassalle bei dem von ihm selbst als „grausam“ bezeichneten Gesetze den grausamsten Punkt übersehen hat, nämlich die Bedeutung der wechselnden Sterblichkeitsziffer. Er leitet die Erhöhung des Angebotes von Arbeit bei steigendem Arbeitslohn nur ab aus der „Vermehrung der Arbeiterreihen, und der Arbeiterfortpflanzung“, während vielmehr die neuere Statistik ganz unzweifelhaft festgestellt hat, daß das Entscheidende die Verminderung der Sterblichkeit ist, wobei man natürlich vor allen Dingen auch die Verminderung von Krankheiten bedenken muß, welche stets mit der Verminderung der Sterblichkeit Hand in Hand geht. Diese beiden Faktoren sind nicht nur im Allgemeinen wichtiger als die Vermehrung der Geburtenziffer, sondern sie haben auch noch die Bedeutung, daß sie allein sofort wirken, wie denn umgekehrt auch eine sofortige Vermehrung der Sterblichkeit eintritt, wenn der Lohn sinkt, oder genauer ausgedrückt, wenn das Verhältniß zwischen der Lohnhöhe und den Preisen der Lebensmittel ungünstiger wird. Man kann es sich nicht klar genug machen, daß nicht das zufällig eintretende, sondern das beständig bestehende Elend, daß der aus dem Kampf um das Dasein stammende Druck auf die Lebensfähigkeit der gesammten Bevölkerung die wahre Quelle der

Erscheinung ist, welche Passalle unter dem Namen des Ricardo'schen Gesetzes an's Licht gezogen hat. Wäre dieser permanente Druck nicht da, so wäre auch der Zwang des Arbeitsangebotes nicht da. Würde die Steigerung des Arbeitslohns, wie Passalle mit den bekannten Autoritäten übereinstimmend annimmt, durch Auswanderungen, Ehelosigkeit, und Enthaltung von der Kindererzeugung hervorgerufen, so ist nicht einzusehen, warum dieselben Mittel nicht auch in guten Zeiten zur Steigerung des Arbeitslohns sollten angewandt werden können, warum nicht, mit einem Wort, auch dem Arbeiterstande, gleich den Unternehmern, eine freiwillige Minderung des Angebots von Arbeit möglich wäre. Nun steht aber die Sache einfach so, daß der Arbeiter im großen Ganzen sich zu diesem Zweck der Auswanderung nicht bedienen kann, und daß ihm die Enthaltung von der Ehe nichts hilft. So lange dies nicht nachgewiesen ist, kann Jeder kommen und erklären, gleich Schmoller, daß die Ricardo'sche Regel nur eine Abstraktion aus vorübergehenden Verhältnissen sei, und daß ihre Erscheinungen auf ethischem Wege beseitigt werden könnten. Was die Auswanderung betrifft, so haben wir schon oben angedeutet, daß sie ein Kapital voraussetzt, welches der Arbeiter im Allgemeinen nicht hat und nicht haben kann. Wenn er freilich dem äußersten Elend versinkt, wenn die Industrie einer Gegend rettungslos verloren ist, dann hilft man ihm wohl zur Auswanderung, aber im gewöhnlichen Leben nicht. Was dagegen die Enthaltung in der Erzeugung von Kindern betrifft, so kann der Einzelne sich dadurch nur die unmittelbare Lebenslast erleichtern, aber

nicht einen höheren Arbeitslohn verschaffen; denn das Fehlen oder Vorhandensein seiner Kinder macht im Ganzen nichts aus und auf die Andern hat er keinen Einfluß. Es müßte also erst eine Solidarität des ganzen Standes, oder vielmehr der ganzen Menschheit, eintreten, und noch dazu eine weite Vorausberechnung, da der Einfluß der Kinder auf den Arbeitslohn sich erst geltend macht, wenn sie herangewachsen sind. Gewiß werden auch in Nothjahren die Ehen weit weniger durch eine solche Vorausberechnung erschwert, als durch den unmittelbaren Mangel des Nothwendigsten zur Einrichtung und durch den deprimirenden Einfluß der Entbehrungen. So lange aber die Sachen so stehen, wird es auch nichts helfen, wenn „der sittliche Volksgeist“, wie Schmoller sich ausdrückt, „den Arbeiterstand geistig und sittlich zu heben, ihn von proletarischer Vermehrung abzuhalten sucht.“ Die vermehrte Sterblichkeit dagegen wirkt mit der größten Sicherheit, weil sie unfreiwillig ist; ebenso aber auch die verminderte. So sind wir denn wieder, wo wir waren. Wir sind mit Schmoller darin einverstanden, daß es im letzten Grunde moralische Kräfte sind, welche entscheiden; allein wenn er glaubt, daß zur Vollbringung des Werkes die bloße Fortsetzung der bereits angebahnten Bestrebungen der Selbsthülfe gehöre, so sind wir genau wieder bei der thatsächlichen Frage angelangt, von der wir ausgingen: Haben diese Bestrebungen dem Arbeiterstande thatsächlich schon so viel geholfen, daß die Ricardo'sche Regel einen überwundenen Standpunkt bezeichnet, daß eine stetige Verbesserung der gesammten Lage des Arbeiterstandes im Gange ist, durch deren fernere Förderung das ganze Problem



gelöst wird? Wäre nun, wie es bei oberflächlicherer Auffassung der Ricardo'schen Regel scheinen könnte, Angebot und Nachfrage der Arbeit vom freien Willen der Arbeiter abhängig, so wäre dies allerdings eine reine Frage der Thatfachen, und wir müßten entweder den bündigsten Beweis beibringen, oder Alles und dann namentlich auch die Gültigkeit der Ricardo'schen Regel im Ungewissen lassen. Da wir aber dargethan haben, daß die dem freien Willen entzogenen Schwankungen der Sterblichkeitsziffer der nächste Grund der Ricardo'schen Regel sind, und da diese Schwankungen unter dem Einflusse des Verhältnisses von Lohn und Nahrungspreisen beständig fort dauern, so haben wir in der Hauptsache keine Frage der Thatfachen mehr vor uns, sondern nur noch eine Frage der Deutung der Thatfachen. Wir können dadurch natürlich eine genaue kritische Untersuchung jener Frage nicht überflüssig machen, aber wir haben das Princip in Händen, nach welchem sich der Widerspruch der von den verschiedenen Parteien vorgebrachten Thatfachen in der Hauptsache als ein bloß scheinbarer herausstellen muß. So wollen wir uns denn auch nicht länger der Anforderung entziehen, vor allen Dingen die Stimmen anzuhören, welche seltener zum Wort kommen, und wir wählen dazu einen Auszug aus einem Manifest, welches, aus der Feder eines der bedeutendsten deutschen Socialisten geflossen, grade die Zustände desjenigen Landes behandelt, das man so häufig als Muster des socialen Fortschritts hinstellt. Es ist Karl Marx, welcher in englischer Sprache einen Aufruf an die arbeitende Klasse Europa's erlassen hat, dem wir die nach-

stehenden, für unsere Frage besonders wichtigen Abschnitte entnehmen:

„Es ist Thatsache, daß das Elend der arbeitenden Massen nicht abgenommen hat während der Periode 1848—1864, und dennoch steht diese Periode mit ihrem Fortschritt von Industrie und Handel beispieslos da in den Annalen der Geschichte. Im Jahre 1850 weiffagte eins der bestunterrichteten Organe der englischen Mittelklasse: steigt Englands Ein- und Ausfuhr um 50 pSt., so fällt der englische Pauperismus auf Null. Nun wohl! Am 7. April 1864 hat der Schatzkanzler Gladstone seine parlamentarische Audienz durch den Nachweis entzückt, daß Großbritanniens Gesamt-Aus- und Einfuhr 1863 nicht weniger als 443,955,000 Pfd. St. betrug! „Eine erstaunliche Summe, ungefähr dreimal so groß als die Summe des britischen Gesamt-handels in der kaum verschwundenen Epoche von 1843;“ Troz alledem war er berebt über „Armuth“. „Denkt“, rief er, „an die, welche am Abgrund des Elends schweben!“, an „nicht gestiegene Löhne“, an „das Menschenleben in neun Fällen von zehn ein bloßer Kampf um die Existenz!“

„Als der amerikanische Bürgerkrieg die Fabrikarbeiter von Lancashire und Cheshire auf das Pflaster warf, entsandte dasselbe Haus der Lords einen Arzt in jene Manufaktur-Distrikte mit dem Auftrag zu untersuchen, welcher kleinste Betrag von Kohlen- und Stickstoff, eingegeben in der wohlfeilsten und ordinärsten Form, durchschnittlich grade ausreiche um „Hungerkrankheiten abzuwehren“ („to avert starvation diseases“). Dr. Smith, der ärztliche Bevollmächtigte, fand aus, daß eine wöchentliche Portion von

28000 Gran Kohlen-, und 1330 Gran Stickstoff einen Durchschnittserwachsenen genau über dem Niveau der Hungerkrankheiten halten werde, und daß dieser Dosis ungefähr die spärliche Nahrung entsprach, wozu der Druck äußerster Noth die Baumwollarbeiter heruntergebracht hatte. Aber nun merkt auf! Derselbe gelehrte Doctor wurde später wieder durch den Medicinalbeamten des Geheimen Raths (Privy Council) beauftragt mit der Untersuchung über den Ernährungsstand des ärmeren Theils der Arbeiterklasse. Die Ergebnisse seiner Forschung sind einverleibt in den „Sechsten Bericht über den Zustand der öffentlichen Gesundheit“, veröffentlicht im Lauf des gegenwärtigen Jahres auf Befehl des Parlaments. Was entdeckte der Doctor? Daß Seidenweber, Nähterinnen, Handschuhmacher, Strumpfwirker und andere Arbeiter Jahr aus Jahr ein im Durchschnitt nicht einmal jene Nothration der unbeschäftigten Baumwollarbeiter erhalten, nicht einmal jenen Betrag von Kohle und Stickstoff, der „grade hinreicht zur Abwehr von Hungerkrankheiten.“ „Außerdem“, wir citiren den officiellen Bericht, „außerdem zeigte sich in Bezug auf die untersuchten Familien der Ackerbaubevölkerung, daß mehr als  $\frac{1}{3}$  weniger als das veranschlagte Minimum von kohlenhaltiger Nahrung, mehr als  $\frac{1}{3}$  weniger als das veranschlagte Minimum von stickstoffhaltiger Nahrung erhält und daß in die durchschnittliche Local-Nahrung der drei Grafschaften Berkshire, Oxfordshire und Somersetshire, ein unzureichendes Maß stickstoffhaltiger Lebensmittel eingeht.“

Indem sich der Aufruf weiterhin wieder zu dem Bericht des Schatzkanzlers wendet, entnimmt er demselben eine

Stelle, welche in der That geeignet ist, das ernsteste Nachdenken zu erwecken:

„Von 1842 bis 1852 wuchs das steuerbare Landeseinkommen um 6 pCt.; in den acht Jahren von 1853 bis 1861 ist es, ausgehend von der Basis von 1853, um 20 pCt. gewachsen. Die Thatfache ist bis zum Unglaublichen erstaunlich! — — Dieser berauschende Zuwachs von Reichthum und Macht,“ fügt Herr Gladstone hinzu, „ist ganz und gar auf die besitzenden Klassen beschränkt.“

Diese merkwürdige Aeußerung, in welcher sich der Schatzkanzler Englands eigentlich offen zur Lassalle'schen Ansicht bekennt, veranlaßt nun den Aufruf zu folgenden weiteren Betrachtungen:

„Wenn Ihr wissen wollt, unter welchen Bedingungen gebrochener Gesundheit, besetzter Moral und geistigen Ruins jener „berauschende Zuwachs von Reichthum und Macht, ganz und gar beschränkt auf die besitzenden Klassen“ producirt wurde und producirt wird durch die arbeitenden Klassen, betrachtet die Schilderung der Arbeitslokale von Druckern, Schneidern und Kleidermacherinnen in dem letzten „Bericht über den öffentlichen Gesundheitszustand!“ Vergleicht den „Bericht der Kommission von 1863 über die Beschäftigung von Kindern,“ wo ihr unter Andern leset: „Die Töchter als eine Klasse, Männer und Weiber, repräsentiren eine entartete Bevölkerung, physisch und geistig entartet;“ „die ungesunden Kinder werden ihrerseits ungesunde Eltern, eine fortschreitende Verschlechterung der Race ist unvermeidlich,“

und dennoch „ist die Entartung (degenerescence) der Bevölkerung der Löfferdistrikte verlangsamt durch die beständige Rekrutirung aus den benachbarten Landdistrikten und die Zwischenheirathen mit gesunden Racen!“ Werft einen Blick auf das von Herrn Tremmerheere redigirte Blaubuch über die „Beschwerden der Bäckergefelln.“ Und wer schaudert nicht vor dem Paradoxon, eingetragen in die Berichte der Fabrikinspektoren und beleuchtet durch die Tabellen der General-Registratur, dem Paradoxon, daß zur Zeit, wo ihre Nahrungsration sie kaum über dem Niveau der Hungerkrankheit hielt, die Gesundheit der Arbeiter von Lancashire sich verbesserte in Folge ihres zeitweiligen Ausschlusses aus der Baumwollfabrik durch die Baumwollnoth, und daß die Sterblichkeit der Fabrikkinder abnahm, weil es ihren Müttern jetzt endlich freistand, ihnen statt der Opiummirtur die Brust zu reichen.“

„Rehrt die Medaille wieder um: Die Einkommen- und Eigenthumsteuer-Listen, am 20. Juli 1864 dem Hause der Gemeinen vorgelegt, zeigen, daß die Personen mit jährlichen Einkommen von 50,000 Pfd. St. und über 50,000 Pfd. St. sich vom 5. April 1862 bis zum 5. April 1863 durch ein Duzend und Eins rekrutirt hatten, indem ihre Anzahl in diesem einen Jahre von 67 auf 80 stieg.“

„Dieselben Listen enthüllen die Thatsache, daß ungefähr drei tausend Personen ein jährliches Einkommen von ungefähr 25 Millionen Pfd. St. unter sich theilen, mehr als das Gesamteinkommen, welches der Gesamtmasse der Ackerbauarbeiter von England und Wales jährlich zugemessen wird!“

„Deffnet den Censur von 1861 und Ihr findet, daß die Zahl der männlichen Grundeigenthümer von England und Wales von 16,934 im Jahr 1851 herabgesunken war zu 15,066 im Jahre 1861, so daß die Concentration des Grundeigenthums in 10 Jahren um 11 pCt. wuchs. Wenn die Concentration des Landes in wenigen Händen gleichmäßig fortschreitet, wird sich die Grund- und Bodenfrage (the landquestion) ganz merkwürdig vereinfachen, wie zur Zeit des römischen Kaiserreichs, als Nero grinzte über die Entdeckung, daß die halbe Provinz von Afrika 6 gentlemen angehörte.“

Der Aufruf geht dann weiter zu der Behauptung über, daß es in allen industriellen Ländern ähnlich stehe, wie in England, daß zwar der Geldlohn allgemein gestiegen sei, daß dagegen der Reallohn, d. h. die Summe der nach den jedesmaligen Preisen für den Arbeitslohn zu beschaffenden Lebensbedürfnisse durchaus keinen Zuwachs erfahren habe.

Bevor wir nun die scheinbar entgegenstehenden Thatfachen prüfen, bemerken wir vorab zur Vereinfachung der Sache, daß uns dabei all die zahlreichen schönen Einrichtungen und Verbesserungen nicht kümmern können, welche sich von vorn herein nur auf wenige Hunderte oder Tausende von Arbeitern erstrecken. Nicht als ob diese überhaupt keinen Werth hätten; sie gehören nur nicht hieher, weil Niemand den Fortschritt in einzelnen Kreisen bezweifelt, weil dieser Fortschritt auf die statistischen Durchschnittszahlen zur Zeit ohne erheblichen Einfluß ist, und weil der Werth, den solche Verbesserungen als Vorbilder für die Zukunft haben können, wieder zu einer ganz andern Frage gehört, die

wir noch berühren werden. Wir haben also hier nichts zu erörtern von der cité ouvrière zu Mülhausen, nichts von den humanen Einrichtungen in der berühmten Lichterfabrik der Gebrüder Wilson, nichts von den wachsenden Spareinlagen in aller Herren Ländern, nichts von den Consumvereinen, den Arbeiter-Bildungsvereinen, und wie all diese vortrefflichen Schöpfungen der Neuzeit heißen mögen. Man mag die Resultate derselben zu noch so überraschenden Summen aufaddiren, so werden diese doch immer verschwinden gegen die Summe des gesammten Bedarfs einer industriellen Bevölkerung, und Niemand wird die behauptete durchschnittliche Verbesserung in der Lage der arbeitenden Klassen schon jetzt im Ernst auf diese Verbesserungen zurückführen. Es geht vielmehr hier ganz einfach um den Lohn, und zwar, um den Reallohn, d. h. um das Quantum von Subsistenzmitteln, welches sich für den Lohn kaufen läßt.

Hier ist nun vorab wieder die Bemerkung vorauszuschicken, daß die Zahlenangaben auf diesem Gebiete bekanntermaßen zu den unzuverlässigsten gehören, die es überhaupt gibt, während auf der andern Seite die Sterblichkeitsziffer als der festeste Eckstein der ganzen Bevölkerungsstatistik zu betrachten ist. Die Gründe, welche die Ermittlung des Reallohnes so unsicher machen, lassen sich zum großen Theil aus der Schwierigkeit der Aufgabe leicht entnehmen, und wir haben hier nur Veranlassung, auf einige Quellen des Irrthums einzugehen, welche nicht, nach der Regel der zufälligen Fehler, mit gleicher Wahrscheinlichkeit zu viel oder zu wenig ergeben, sondern welche vielmehr eine constante

Wirkung ausüben, und daher das Resultat nach einer bestimmten Seite hin verfälschen. Es betrifft die Angaben über die Lohnhöhe. Diese werden alterirt:

1) Durch die aus methodischer Unbeholfenheit hervorgehende irthümliche Berechnung des Durchschnitts. Sehr häufig wird nämlich von verschiedenen Lohnsätzen verschiedener Arbeiterklassen einfach das Mittel genommen, statt daß jeder Satz erst mit einem die Zahl der betreffenden Klasse repräsentirenden Coefficienten versehen wird. Da nun aber in der Regel die niedrigst bezahlten Klassen die zahlreichsten sind, da ferner ein entsprechender Fehler von entgegengesetzter Wirkung nicht denkbar ist, so muß der Lohn schon zu hoch erscheinen, wenn dieser Fehler auch nur von wenigen Berichterstattern begangen wird.

2) Durch das Interesse der Berichterstatter. In allen Dingen, bei welchen es nicht auf ein einfaches Ja oder Nein, ein bestimmtes Zeugniß der Sinne oder eine aktenmäßig zu controlirende Kundgebung ankommt, wo vielmehr dem Urtheil ein gewisser Spielraum gelassen ist, haben Interessen, Vorurtheile und Neigungen der Berichterstatter einen sehr bedeutenden Einfluß. Da nun nach den Lohnsätzen in der Regel nicht die Arbeiter, sondern die Arbeitgeber und die Beamten gefragt werden, so kann ein Plus in den Durchschnittszahlen nicht ausbleiben. Wie ganz anders oft das Resultat ausfällt, wenn ein Arbeiter Bericht erstattet, kann man z. B. aus dem im Anhang abgedruckten Schreiben eines Elberfelder Arbeiters über die dortigen Lohnsätze ersehen.

3) Durch Nichtbeachtung der Ausfälle, welche der Arbeiter durchschnittlich durch Lohnabzüge bei Fehlern, durch



Warten auf neue Arbeit u. dgl. erleidet. Auch darüber enthält das ad 2 erwähnte Schreiben einige Auskunft.

Obgleich nun alle diese Fehler im Einzelnen vermieden werden können, so kann es doch nicht fehlen, daß sie häufig mit unterlaufen, und die Folge davon ist, daß bei allen Lohnangaben, sofern sie nicht direkt aus den Büchern ermittelt werden können, die Vermuthung vorliegt, daß sie zu hoch gegriffen sind. Dagegen kommt nun freilich auch wieder in Betracht, daß dieser Fehler sowohl den älteren wie auch den neueren Angaben eigen ist, und daß daher die durch relativ sorgfältige Berichte ermittelte Thatsache eines Steigens des Reallohns mittelst unserer Bemerkung nicht widerlegt werden kann. So dürfte es sich z. B. mit den Angaben verhalten, welche Schulze-Delitzsch, Arbeiterkatech. S. 41, nach den Ermittlungen einer englischen Parlamentskommission mittheilt, welche die jedesmaligen Löhne auf die Quantitäten Mehl und Fleisch reducirt hat, welche man für den Wochenlohn haben konnte. Dieser Lohn betrug nämlich angeblich für einen Baumwollenarbeiter:

im Jahre	einen Werth von	
1804	62½ Pfd. Fleisch	oder 117 Pfd. Weizenmehl
1814	67 " " "	175 " "
1833	83 " " "	267 " "
1850	85 " " "	320 " "

Angenommen, diese Zahlen seien richtig, oder, was für unsere Frage auf dasselbe hinauskommt, alle gleichmäßig zu hoch gegriffen, so würde es doch ein sehr grober Irrthum sein, wenn man annähme, daß sich der Arbeiter auch im Jahre 1850 wirklich in demselben Verhältnisse besser genährt

hätte, als früher. Er konnte nur für sein Geld so viel mehr Fleisch und Weizen haben, wenn er seine übrigen Bedürfnisse nicht ausdehnte; ja selbst dies ist nicht einmal richtig, sobald man die Sache im Großen betrachtet. Denn da der Preis von Fleisch und Weizen von Angebot und Nachfrage bedingt wird und der Consum der Arbeiterbevölkerung für die Nachfrage im ganzen Lande entscheidend ist, so ist sehr zu bezweifeln, ob der Arbeiter im Jahr 1850 seine Fleischration hätte um ein Drittel größer machen können, als 1804. Wenn nicht direkt nachgewiesen werden kann, daß der Fleischconsum unter den Arbeitern wirklich im Verhältniß von 3 : 4 gestiegen ist, so besteht vielmehr die höchste Wahrscheinlichkeit für das Gegentheil, da ganz unzweifelhaft alle übrigen Lebensbedürfnisse während jenes Zeitraums in sehr bedeutendem Maße zugenommen haben. Man würde in einen noch viel größeren Irrthum verfallen, wenn man gläubte, dieser Bemerkung dadurch begegnen zu können, daß man zeigte, wie so viele andere Lebensbedürfnisse inzwischen beträchtlich billiger geworden sind. Denn einmal ist dies mit vielen andern, und gerade mit den unentbehrlichsten (man denke nur an die Wohnungsnoth!) durchaus nicht der Fall; sodann aber ist eben jenes starke Sinken mancher Industrie-Erzeugnisse eben nur Hand in Hand gegangen mit einem noch stärkeren Steigen des Consums dieser Artikel in der zahlreichsten Bevölkerungsklasse. Hierin liegt nun ganz unzweifelhaft eine Erhöhung der Lebenshaltung, aber deswegen noch durchaus keine Verbesserung der Lage der Arbeiter in Beziehung auf die Hauptsache. Dieser scheinbare Widerspruch

löst sich sehr einfach durch die moralische Bedeutung der Lebenshaltung, welche wir oben nachgewiesen haben. Wir haben gesehen, wie die Ernährung völlig ungenügend werden kann, während in gewissen Neußerlichkeiten, wozu Kleidung, Möblirung der Wohnungen, Tischgeräth u. dgl. zu zählen ist, die Arbeiter-Bevölkerung ihren Standpunkt behauptet. Bevor der Mensch geradezu verhungert, wird er freilich alle diese Besizthümer veräußern, bevor er sie aber veräußert, und damit vor den Augen der Nachbarn seine Lebenshaltung aufgibt, wird er sich verschlechterte Nahrung in sehr bedeutendem Grade gefallen lassen. Umgekehrt wird er aber auch in guten Zeiten beständig leicht dazu greifen, gerade in jenen minder nothwendigen Dingen seine Haltung zu erhöhen, sobald er durch die früher ungeahnte Billigkeit eines Geräthes angelockt wird, welches bisher der Vorzug der höheren Stände war. Daß diesen durchaus rationellen Annahmen auch die Wirklichkeit entspricht, ist so eklatant, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen muß, wenn man daran zweifeln will. Im Einzelnen bleiben hier freilich noch die interessantesten Untersuchungen der Zukunft vorbehalten, im großen Ganzen aber sieht man auf den ersten Blick — wenn man nämlich überhaupt einen Ueberblick der Resultate der Statistik besitzt — daß sich die Lebensmittel nur ungefähr im Verhältniß der Bevölkerung vermehrt haben, während die minder unentbehrlichen Gegenstände sich durch Ausbreitung des Consums über die ganze Bevölkerung in fabelhaften Verhältnissen vermehrt haben. Belege für das Letztere beibringen, hieße Raum verschwenden. Es ist auch die Thatsache von allen Seiten anerkannt; nur pflegen unsere

Defonomen die Theilnahme am Besitz jener tausend Kleinigkeiten schlecht hin als Beweis des gestiegenen Wohlstandes anzusehen, während sie, so lange der Hunger bleibt, nur neue Fesseln sind, mit denen der Arbeiter an seinen Zustand gebunden wird. Die Anerkennung oder Längnung des Hungers ist eben der Kernpunkt des Streites.

Der einfachste Weg, einen Beleg für die Zunahme oder Abnahme der vom Arbeiterstande thatsächlich consumirten Lebensmittel zu finden, scheint in einem Rückschluß aus der Gesamtmasse der auf den Kopf der Bevölkerung kommenden Nahrungsmittel zu sein; allein auch diese Berechnungsweise hat ihre mannigfachen Uebelstände. Zunächst käme hier die Frage in Betracht, wie groß der Arbeiterstand zu rechnen ist, da die Verschiedenheit in der Consumtionsfähigkeit verschiedener Bevölkerungsschichten so überraschend groß ist, daß eine Zunahme des Verbrauchs im Ganzen gradezu von einer Minderheit herrühren kann, freilich nicht von einer Minderheit von nur wenigen Procenten! Namentlich kommt hier der Fleischverbrauch in Betracht, an welchem ein großer Theil der Bevölkerung noch so gut wie gar keinen Antheil hat, während doch grade im Interesse einer kräftigeren und gesunderen Entwicklung der Menschheit Fleisch als das einzige wirklich unentbehrliche Nahrungsmittel bezeichnet werden muß. Was soll man aber dazu sagen, wenn in einem und demselben Lande solche Verschiedenheiten vorkommen, wie z. B. in Spanien, wo in Madrid auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 76,12 Pfund Fleisch kommen, in der Provinz Almeria dagegen nur 5,87? In Deutschland kommen zwar nach ganzen

Provinzen gerechnet, solche Verschiedenheiten nicht vor; wie würde es sich aber herausstellen, wenn man in gewissen Industriebezirken den wirklichen Consum nach Klassen und Ständen ordnen könnte? Doch wie gesagt, wir wollen hierüber keine Vermuthungen machen; wir wollen uns dafür aber auch nicht mit all den oberflächlichen Schätzungen abgeben, mit denen früher so oft zur officiellen Selbstberäucherung eine Steigerung des Consums auf den Kopf der Bevölkerung berechnet wurde, von welcher nichts wahr ist, als der zu Grunde liegende Wunsch, den Segen der Landesregierung zu beweisen. Die heutige Wissenschaft, welche strenger zu Werke geht, kann solche Schätzungen nicht mehr brauchen.

Eins der sichersten Mittel zur Beurtheilung der Fleischnahrung haben wir in Preußen an den seit langer Zeit regelmäßig fortgeführten Viehzählungen vor uns. Betrachten wir dies Bild einmal näher! Von 1816—1822 vermehrten sich im preussischen Staat je 1000 Menschen auf 1130, dagegen 1000 Stück Rindvieh nur auf 1058; 1000 Schweine auf 1070. Hier hält also schon die Zunahme der Thiergattungen, welche das meiste Fleisch liefern, nicht Schritt mit der Zunahme der Menschen; ähnlich steht es in der Periode von 1822—31, und auch von 1831—40 vermehren sich die Menschen schneller, als das Rind, das wichtigste, durch die Milch doppelt wichtige Nahrungsthier, während die Zunahme der Schweine etwas stärker wird. In der Periode von 1840—49 ist die Zunahme der Menschen — wegen Theuerung und Erschöpfung der Nahrungsmittel — nur sehr gering. Es vermehren sich 1000 auf nur 1032, während Rindvieh auf 1080, Schweine auf 1102

kommen; seitdem wächst die Zahl der Menschen wieder stärker als die der Nahrungsthier, und wenn wir schließlich den ganzen Zeitraum von 1816 — 1858 überblicken, was zeigt sich? Die Menschen haben sich von 1000 auf 1712, dagegen das Rindvieh nur von 1000 auf 1367, und die Schweine auf 1725 vermehrt; letztere also nur ganz wenig stärker als die Menschen, während das wichtigste Nahrungsthier der Zahl nach beträchtlich zurückblieb. Dies ist nun freilich noch kein fertiges Resultat. Es muß vorab bemerkt werden, daß die Differenz von Ein- und Ausfuhr für den preussischen Staat nicht so erheblich ist, daß dadurch das Verhältniß wesentlich geändert werden könnte. Wichtiger ist die Veränderung der Qualität durch Verbesserung der Rassen; denn wenn ein ausgewachsenes Rind in Masuren nur 2 Centner, in den Weichselniederungen dagegen bis zu 10 Centner wiegt, so kann offenbar die Verbesserung der Rassen einen sehr erheblichen Einfluß haben. Engel macht mit Bezug auf diese Frage folgende Bemerkung: Im Jahre 1816 mußten sich 26 Menschen in 10 Stück Rindvieh theilen, heute (d. h. Ende 1858) 32 Menschen. Wenn das Rindvieh in seinem Durchschnittsgewicht dasselbe geblieben wäre, dann müßten freilich jetzt die Portionen für jeden der 32 etwas kleiner ausfallen; wenn aber das Durchschnittsgewicht nur um  $\frac{1}{4}$  gewachsen wäre, dann würden die Portionen für 32 im Jahre 1858 sogar noch etwas größer sein dürfen, als die für jene 26 im Jahre 1816. Eine Kuh mußte im Jahre 1816 Milch und Butter z. für 4,8 Menschen liefern, im Jahre 1858 für 5,5 Menschen. Wenn aber der durchschnittliche Milchertag einer Kuh nur um

circa  $\frac{1}{7}$  gewachsen, also z. B. von 500 Quart auf nur 571 Quart gestiegen ist, dann hätte auch die Milchnahrung keine Rückschritte gemacht.“ Engel nimmt freilich an, daß die wirkliche Steigerung der Qualität wahrscheinlich noch größer sei, so daß eher eine Verbesserung, als Verschlechterung in der Fleischnahrung erfolgt sei; allein er ist ein viel zu umsichtiger und kritischer Forscher, um dies mit Sicherheit hinzustellen, da in der That ausreichende Gründe dafür nicht vorhanden sind. Daß die Verbesserung der Rindvieh-Rassen in Preußen in sehr ausgedehnte Gegenden noch gar nicht eingedrungen, in andern durch verfehlte Experimente mißglückt, und überhaupt nur in wenigen Gegenden mit einigem Erfolg durchgeführt ist, dürften sachkundige Landwirthe allgemein zugeben. Wir können es daher immerhin als hoch gerechnet ansehen, wenn wir annehmen, das Gesamt-Quantum der durch das Rind gelieferten Nahrung an Fleisch, Milch und Milchwaaren sei gleich geblieben. Aber ist denn auch die Vertheilung dieses Quantum gleich geblieben? Wir glauben nicht. Rechnen wir einmal — was höchst wahrscheinlich noch viel zu günstig ist — auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 60 Pfd., so ist klar, daß sich die Wohlhabenden mit diesem Saze nicht begnügen werden. In denjenigen Familien, für welche die Nothwendigkeit nicht mehr vorliegt, sich in dieser wichtigen Beziehung Zwang anzuthun, wird sicherlich mindestens ein Quantum von 150 Pfd. auf den Kopf durchschnittlich verzehrt; in der höchsten Klasse ohne Zweifel noch mehr. Darunter folgt noch eine bedeutende Schicht der Bevölkerung, welche sparen muß, und sich vielleicht mit 100 begnügt.

Was bleibt dann für die andern übrig? Man steht hier vor einem sehr interessanten Problem, bei dessen Lösung die Gegner Bassalles vielleicht wünschen möchten, den Mund weniger voll genommen zu haben, indem sie die Anzahl der in guten Verhältnissen befindlichen Personen von dem Minimum, auf welches Bassalle sie gesetzt hatte, zu einem fabelhaften Maximum emporschraubten. Wie wäre es, wenn wir nach der Zahl der Personen fragten, welche so viel Fleisch auf den Tisch setzen können, als mäßige Leute, welche auch Gemüse mögen, aber übrigens nicht zu sparen brauchen, thätlich zu genießen pflegen? Sollen wir die Zahl derselben zu 10 pCt. der Bevölkerung annehmen? Oder gar zu 20 oder 30? Da würde halb für die übrige Bevölkerung nichts mehr bleiben! Oder will man Fleisch als Luxusgegenstand bezeichnen? Doch gemacht! Wir wissen den Procentsatz der Wohlhabenden so wenig, wie diejenigen Herren Statistiker, welche sich so stellen, als wüßten sie ihn. Eins aber wissen wir: daß seit 1816 sowohl die Zahl der Wohlhabenden als auch namentlich der Besitz derselben in außerordentlich starkem Maße zugenommen hat. Wie dies auf den Tisch des Armen, und überhaupt des minder begüterten, zurückwirken muß, wenn das gesammte Quantum der Fleischnahrung auf den Kopf der Bevölkerung dasselbe bleibt, können wir uns durch ein einfaches Rechenerempel klar machen, wobei wir natürlich nur der Anschaulichkeit wegen bestimmte Zahlen nehmen, statt mit  $x$  und  $y$  zu rechnen. Angenommen, daß 1816 ein Zehntel der Bevölkerung sich mit Fleisch mäßig sättigen konnte, so nimmt dies Zehntel so viel weg, daß die übrigen neun Zehntel



nun nicht mehr 60, sondern nur noch 50 Pfd. auf den Kopf zu verzehren haben. Nimmt man nun an, daß 1858 die Zahl derer, die sich sättigen können, nur um die Hälfte größer war, so erhält die übrige Bevölkerung schon auf den Kopf nur noch 44 Pfd. Man mag diese Rechnungsweise verändern so viel man will, so wird man immer annehmen müssen, daß entweder die Zahl der Leute, welche sich eine genügende Fleischnahrung können angeeignen lassen, eine äußerst geringe ist, oder daß ihr Consum sehr stark auf den Tisch des Armen zurückwirkt. Man möge sich hiernach nun seine Vermuthung darüber bilden, ob sich die Verhältnisse der arbeitenden Klasse während des beispiellosen Aufschwunges der Industrie, welchen unser Jahrhundert herbeigeführt hat, wesentlich gebessert haben oder nicht, und ob die Erhöhung der Lebenshaltung, welche in Beziehung auf den Verbrauch von tausend Kleinigkeiten unleugbar ist, die Arbeiterfrage zu lösen vermag, so lange es mit dem Fleisch im Topf so schlecht bestellt ist.

## Viertes Kapitel.

# Die gegenwärtige Bewegung und die streitenden Systeme.

Daß in der Arbeiterfrage gegenwärtig die wichtigsten Staaten Europas eine Bewegung durchzieht, welche eine steigende Bedeutung annimmt, wird nur von denjenigen geleugnet, welche blind sein wollen, um sich in ihrem täglichen Behagen durch keinen unbequemen Gedanken stören zu lassen. Insbesondere ist Frankreich wieder das Land, dessen Vorgang bedeutungsvoller Natur ist. Obwohl die Bewegung diesmal in Deutschland früher begonnen und vielleicht auch tiefere Wurzeln gefaßt hat, so haben doch die Debatten, welche zu Anfang des verfloffenen Jahres in Paris über das Koalitions-gesetz stattfanden, in Berlin ihren Wiederhall gefunden, und viele Politiker urtheilen noch immer nach dem Grundsatz, daß eine sociale Bewegung in Deutschland überhaupt keine höhere Bedeutung erlangen kann, so lange nicht Frankreich die Initiative ergreift. Merkwürdig ist, daß man England in dieser Beziehung für ewig

befriedigt und beruhigt hält. Die landläufige Ansicht darüber ist die, daß in England die Freiheit des Individuums, die Möglichkeit und Gewohnheit, alle Schäden in der Presse zu bekämpfen und der Sinn des Volkes für die Selbsthülfe keine Erschütterung der socialen Verhältnisse mehr aufkommen ließen, daß das Volk sich eben so sehr daran gewöhnt habe, die Basis der bestehenden Einrichtungen zu achten, als sich auf dieser Basis frei zu bewegen. Die großartigen Koalitionen betrachtet man als rein lokale Vorgänge, welche für die Arbeiter nothwendig immer fehlschlagen müssen, und welche dann stets dazu dienen, den Sinn für die genossenschaftliche Selbsthülfe, Erhöhung der Lebenshaltung und solche Fortschritte zu erhöhen, indem sich die Vergeblichkeit anderer Wege wieder einmal herausgestellt hat. Man sieht auf die Chartisten-Bewegung zurück, als auf den Hauptbeweis für das Unpraktische einer social-politischen Agitation, und glaubt sich zu dem Schlusse berechtigt, daß mit dem Fehlschlagen dieser Bewegung zugleich der Beweis geliefert sei, daß in England derartige Bestrebungen nicht aufkommen könnten. Man übersieht dabei, daß der entgegengesetzte Schluß im Grunde näher liegt, daß auch England, weil es seine Chartisten-Bewegung gehabt hat, für social-politische Reformstürme den Stoff in sich trägt, und daß sich dort so gut, wie anderswo, derartige Stürme muthmaßlich wiederholen werden. Allem Anschein nach ist sogar eine Wiederholung der socialen Reformbewegung in England nahe genug bevorstehend, da die Palmerston'sche Epoche der betrügerischen Vertagung aller Reformfragen sichtlich ihr Ende erreicht hat. Selbst in Italien hat neuerdings die

Arbeiter-Bewegung mächtig Wurzel geschlagen. Bei alledem ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Deutschland und Frankreich die beiden Länder sind, in welchen diese Frage früher oder später zur Entscheidung kommen wird, und welche, wie sie am meisten dem Impuls der Idee gehorchen, so auch am ehesten bereit sein werden, die Opfer zu bringen, welche ihre Verwirklichung erfordert.

In Deutschland liegen augenblicklich die Verhältnisse höchst eigenthümlich. Es möchte für einen Fremden schwer sein, sich darin zurechtzufinden, und selbst für den, welcher die leitenden Personen kennt, die jetzigen Parteien in ihrem Werden beobachtet hat und mit allen politischen und socialen Verhältnissen des Vaterlandes vertraut ist, bleibt es eine Aufgabe ernsthaften und klaren Nachdenkens, die einzelnen Erscheinungen unter die richtigen Begriffe zu bringen. So sehr hat eine Komplikation politischer, socialer und persönlicher Strömungen und Vorgänge gleichsam Wirbelbewegungen hervorgerufen, in welchen sich die ursprüngliche Richtung der Personen und Parteien vorübergehend umkehrt, ohne daß dadurch freilich der große ruhige Strom der gesammten Zeitrichtung in seinem sicheren Gang unterbrochen würde. Verfolgen wir deshalb in kurzem Ueberblick die wichtigsten dieser Strömungen bis an einen Punkt zurück, wo sie klar und rein in ihrem Wesen zu erkennen sind.

Gehen wir in der deutschen Geschichte um fünfundzwanzig bis dreißig Jahre zurück, so stoßen wir auf den Zeitpunkt, in welchem der Geist materiellen Fortschritts in unserm Vaterland sich gewaltig entwickelte, während die Nation der spielenden Romantik und der nebelhaften Philosophie

überdrüssig wurde. Ungefähr mit der Geburtszeit unserer ältesten Eisenbahnen fällt der Aufschwung des rheinischen Liberalismus zu einem für die damalige Zeit bedeutungsvollen politischen Princip zusammen. Es war nahezu dieselbe Zeit, in welcher in Stettin und Berlin die Freihandelsbewegung begann. Während nun gleichzeitig aus Frankreich herüber die social-demokratischen Ideen sich verbreiteten, bildete sich in Deutschland aus der eigenen geistigen Entwicklung heraus ein starker Stamm radikaler Elemente. So mächtig war die Nachwirkung unserer philosophischen Schule, daß sie noch im Versprühen nach allen Seiten zündende Funken warf. Gerade auf die realste aller Wissenschaften, auf die politische Oekonomie, warf sich eine ganze Anzahl junger Philosophen, welche sich an der Abstraktion den Magen verdorben hatten und nach Kenntniß der Wirklichkeit hungerten: Die Kommunisten Marx und Engels so gut wie Faucher, der Oekonom als solcher, haben mit der Philosophie begonnen. Da auch Cassalle Philosoph war — man könnte ihn fast den letzten Hegelianer nennen — so sei hier gleich bemerkt, daß diese ganze Richtung von Anfang an kaum einzelne Berührungspunkte mit der sogenannten Professorenpartei hatte, welche mehr unter Historikern und Juristen ihre Wurzeln schlug. Diese Parteien alle befanden sich in gemeinsamer Opposition gegen den Absolutismus, der sich einfach auf die Einrichtungen des Polizeistaates gründete, und für den die Klerikale und die feudale Partei damals nur untergeordnete Stützen waren. Die genauere Gruppirung dieser Elemente wurde sehr wesentlich durch die Verhältnisse

in Frankreich bestimmt; nur konnte das sociale Element bei uns nicht dieselbe Rolle spielen, wie jenseit des Rheins, weil der Arbeiterstand zu weit zurück und für das Nachdenken über seine eigene Lage noch fast nirgendwo gereift war. Es war aber damals kein Zweifel darüber, daß die politisch am weitesten gehenden Führer im Ganzen auch geneigt waren, die socialen Fragen in Angriff zu nehmen, und daß die Socialisten die äußerste Linke bildeten.\*) In Folge dieser vollkommen natürlichen Verbindung war während der Stürme des Jahres 1848 die Stellung der Parteien zu einander, so viel Verworrenes auch im Einzelnen vorkam, doch im großen Ganzen übersichtlich und verständlich. Es zeigte sich sehr bald, daß die Gelbaristokratie sich mit der reaktionären Partei eher vertragen konnte, als mit der demokratischen, selbst auf die Gefahr hin, von jener nicht nur unterdrückt, sondern auch mit Verachtung behandelt zu werden. Nicht viel länger dauerte es, so enthüllte die Professorenpartei ihre tief innerlich konservative Natur. Die Verhältnisse waren geordnet, die Revolution war besiegt, und die Dynastien suchten sich eifrigst auf die mittelalterlichen Stände des Adels und

---

\*) Um zu zeigen, wie tief diese Verbindung wurzelte, erinnern wir nur an den allgemeinen Anklang, welchen damals social-politische Lieder und selbst Gemälde fanden. Arnold Ruge gab 1847 eine Sammlung politischer Epyllien heraus, welche mit den rein politischen Dichtungen eines Uhland und Platen beginnt und mit Alfred Meißners glühenden social-demokratischen Gesängen schließt. Niemand fand es auffallend, daß der freisinnige Freiherzog die Noth Irlands und der schlesischen Weber schilderte; man würde ihn heute des Einverständnisses mit der Reaction beschuldigen.

der Geistlichkeit zu stützen, da der reine Polizeistaat denn doch nicht mehr auszureichen schien. Es zeigte sich, daß bei einem Kampf der Volksmassen um Erweiterung ihrer Rechte und Vortheile alle begünstigten Stände sich mit einer gewissen Naturnothwendigkeit zusammenschließen und die Solidarität der konservativen Interessen proklamiren; ein Zustand, welcher es dann ganz in den freien Willen der Regierung gibt, ob sie — was freilich auf die Dauer für sie das sicherste wäre — ihren politischen Einfluß mit der bürgerlichen Aristokratie theilen will, oder nicht.

Es ist bekannt, wie sich die demokratische Partei, welche viele Mitglieder durch Tod, Flucht und Gefangenschaft verloren hatte, grollend vom Schauplatz zurückzog, während eine unverständige, ihre eigenen Interessen gänzlich verkennende Reaktion das Aeußerste that, um den Bürgerstand gegen sich aufzubringen. Namentlich wurden die nationalen Gefühle der Gebildeten auf's tiefste verletzt, und es war daher ganz natürlich, daß man sich, als endlich mit der „neuen Aera“ in Preußen eine Hoffnung auf bessere Zeiten eintrat, wieder nach dem Bund mit der demokratischen Partei umsah, welcher dem ersten Sturm des Jahres 1848 so unwiderstehliche Kraft verliehen hatte. Wir brauchen schon nicht mehr daran zu erinnern, wie der Nationalverein in dieser Beziehung vereinigend wirkte, und wie endlich in der preussischen Fortschrittspartei ein Bund zwischen der liberalen und der demokratischen Partei zur Erringung gewisser Grundzüge der Volksfreiheit geschlossen wurde. Dieser Bund erweckte große Hoffnungen welche später eine unverkennbare Trübung erlitten habe

ohne daß jedoch ein endgültiges Urtheil gefällt werden könnte, so weit es den rein politischen Kampf betrifft. Sicher ist dagegen, daß die demokratische Partei, so weit sie in der Fortschrittspartei aufgegangen ist, ihr ehemaliges Verhältniß zu den socialen Fragen so vollständig verändert hat, daß sie in dieser Beziehung nicht mehr wieder zu erkennen ist. Wahrscheinlich ist ferner, daß die liberalen Elemente der bürgerlichen Aristokratie in diesem Bunde bei der Entwerfung des Feldzugsplanes stärker nachgegeben haben, als bei der Ausführung, und daß theils durch diese Ungleichheit, theils aber eben durch das Fehlen des in unserer Zeit ganz unerläßlichen socialen Princips, die nach ihrer Zahl und ihren persönlichen Kräften so imposante Partei bisher nicht ein entsprechendes Gewicht in die Waagschale der Entscheidung geworfen hat.

Hier werden nun viele unserer Leser die Behauptung aufstellen, daß die Fortschrittspartei allerdings ein sociales Princip habe, und zwar das der Selbsthülfe, welchem gegenüber durch Lassalle und den allgemeinen deutschen Arbeiterverein das halb kommunistische, halb reaktionäre Princip der Staatshülfe sehr zur Unzeit sei aufgestellt worden. Man wird uns zurufen, daß wir Schulze-Deleßsch und das Genossenschaftswesen vergessen, daß ja eine neue Ära volkswirtschaftlicher Erkenntniß sich über das ganze Volk verbreitet habe, bei welcher überhaupt von einer socialen Frage nicht mehr die Rede sein kann, weil die Antwort, die Lösung des Problems, schon gegeben sei. Wir dürfen uns dieser weit verbreiteten Ansicht gegenüber nicht darauf beschränken, auf die früheren Kapitel zu ver-



weisen, denn das Bestehen großer und furchtbarer Uebelstände macht im Staat und in der Gesellschaft noch keine „Frage“ aus, und eine Lösung auf dem Wege unendlich langsamer Annäherung könnte eben auch eine Lösung sein, wenn bewiesen würde, daß die unter dem Druck des Daseins leidenden Klassen sich dabei beruhigen, und daß ihnen auch nichts Anderes übrig bleibt. Wir müssen daher das Gewebe von Selbsttäuschungen aufzulösen suchen, mit welchem man das Vorhandensein der socialen Frage dürftig verschleiert hat.

Nach dem Fehlschlagen der Bewegung von 1848 wandten sich die Gemüther in Deutschland dem Vorbilde Englands zu, dessen Einrichtungen man bald noch einseitiger überschätzte, als früher die französischen. Diese Wendung war nicht nur bei dem unverhofften Ausgang der Katastrophe in Frankreich sehr natürlich, sondern sie hat auch ohne Zweifel für uns viel Gutes gehabt, obwohl es noch ungleich besser sein wird, wenn auch die neuen Illusionen, welche sich mit dieser Wendung ergaben, gründlich zerstört werden. Denkwürdig bleibt dieser Zeitraum dadurch, daß während desselben die Grundsätze des Freihandels in Deutschland allgemeiner und kräftiger Wurzel schlugen. Hand in Hand damit ging die Ausbreitung einer populären, nach den Grundsätzen Adam Smiths zugestutzten Volkswirtschaft, deren Lehren mit bekannter deutscher Schwärmerei wie ein Evangelium aufgenommen und mit Fanatismus verfochten wurden. Schon in England hatte man diese Lehren beträchtlich verflacht, und während Adam Smith noch eine auf der Sympathie des Menschen mit dem Menschen ruhende Moral annahm, hat-

ten seine Nachfolger mehr und mehr das herzlose Getriebe des Egoismus zur Grundlage ihrer ganzen Anschauung vom gesellschaftlichen Leben erhoben. Der Nationalreichtum ist das einzige Princip dieser Schule; eine sociale Frage existirt für sie nicht weiter, als bis alle Schranken des freien Verkehrs beseitigt sind; dann mag der Einzelne für sich selbst sorgen. Der Arbeiterstand wird im Ganzen immer auf der untersten Stufe des Daseins bleiben, aber er kann doch seine Lage allmählig etwas verbessern, und jeder kann sich, wenn er Muth und Verstand hat, zum Unternehmer emporzuschwingen. Diese Lehre mußte natürlich, sobald das Bedenken wegen der Schutzzölle einigermaßen beseitigt war, bei unsern Industriellen allgemeinen Anklang finden; noch eifriger wurde sie vom größten Theil der Presse aufgegriffen, welche ohnehin dem materiellen Fortschritt mehr und mehr Rücksicht hatte widmen und schon deshalb volkwirthschaftlich gebildete Kräfte heranziehen müssen. Denjenigen, welche nichts von der Sache verstanden, wurde leicht durch die Sicherheit imponirt, mit welcher das Lied von Angebot und Nachfrage bei jeder Gelegenheit nach derselben Melodie gesungen wurde, und durch die schlagfertige Anwendung von Formeln, denen man den Namen von Naturgesetzen beizulegen beliebte. Man sah in dieser Theorie zugleich die tiefste Begründung der Forderungen der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, deren unabweisbare Nothwendigkeit in der ganzen liberalen Partei anerkannt wurde. So verschmolzen die Bestrebungen unserer Volkswirthschafter leicht mit denen der Fortschrittsparthei, deren bürgerlich aristokratischer Theil nie ein sociales Princip gehabt, und deren demokratischer Theil die freilich

sehr unreifen Ideen des Jahres 1848 aufgegeben hatte, statt sie zur Reife zu bringen.

Unterdessen hatte einer unserer gefeiertsten Volksmänner, Schulze-Delitzsch, mit der Einführung der auf dem Princip der Selbsthülfe beruhenden Genossenschaften in Deutschland einen über alle Erwartungen glänzenden Erfolg erzielt. Schulze, ein Mann, der schon vor 1848 als Freund der leidenden Volksklassen thätig gewesen war, später ein entschiedener, aber niemals extremer Stimmführer der Demokratie in den parlamentarischen Kämpfen von 1848 und 49, stiftete während der Zeit der Reaction zuerst in aller Stille in seiner Vaterstadt Delitzsch einen Rohstoffverein und einen Vorschußverein, und aus diesem kleinen Anfang ging ein Netz von ähnlichen Vereinen hervor, welches sich jetzt über ganz Deutschland erstreckt und in den Nachbarländern Aufsehen erregt und Nachahmung findet. Wir müssen das Nähere über die Organisation und die Verbreitung dieser segensreich wirkenden Vereine hier als bekannt voraussetzen, müssen aber gleich bemerken, daß es eine große Täuschung ist, wenn man glaubt, daß auf diesem Wege für den eigentlichen Arbeiterstand etwas auch nur entfernt Aehnliches bereits geleistet wäre, wie für den Handwerkerstand. Die öffentliche Meinung wirft diese Genossenschaften noch sehr häufig mit den englischen durcheinander, oder nimmt wohl gar an, daß die letzteren, wie das Genossenschaftswesen überhaupt, den volkswirtschaftlichen Grundsätzen der englischen Freihandelschule entsprossen seien. Wer sich dann aus solchen Meinungen seine Ansicht vom Genossenschaftswesen aufbaut, der findet in dem Begriff der Selbsthülfe den

sie fein mit dem A-B-C anfangen und sich gedulden, bis sie Alles wohl begriffen hätten. Darin liegt denn wieder jene abscheuliche Verwechslung von Bildung und männlicher Reife. Bildung! Wie schön ist das Wort! Es bezeichnet eins der höchsten Güter, nach welchen wir streben können, wenn es nicht die höchsten alle in sich schließt. Und doch darf es keine, wenn auch nur vorübergehende Scheidewand bilden zwischen berechtigten Menschen und unberechtigten. Selbst wenn Du Bildung im höchsten Sinne des Wortes besitzt, ist dein Mitmensch dir gegenüber kein Kind. Entweder du erniedrigst ihn zum Sklaven — so lang die Kette halten will — oder du anerkennst ihn als freien Mann, und in der Hauptsache als ebenbürtig. Das Gängelband gehört nicht in deinen Umgang mit Männern, und wenn du ihnen gegenüber ein Riese an Kenntnissen wärest. Wie vollends, wenn nun die ganze „Bildung“, die sich eine so vornehme Rolle anmaßt, weiter nichts ist, als jene Politur der Erscheinung und der Rede, welche sich gegenwärtig oft mit vollendeter Hohlheit verbindet? Wie, wenn Eitelkeit und doktrinäre Verblendung den Gebildeten unfähig gemacht haben, einfache Wahrheiten einzusehen, die das Volk im Leben gewissermaßen mit Händen greift? Wir wollen nicht läugnen, daß die Arbeiter nicht immer Gewandtheit genug haben, allen Feinheiten einer Interpretation der Verfassung zu folgen oder in diplomatischen Notizen zwischen den Zeilen zu lesen. Es ist aber auch gar nicht nöthig, daß der Staat, der Allen gehört, mit solchen Kniffen verwaltet werde. Wohl aber ist nöthig, daß eine Berücksichtigung der Bedürfnisse des Arbeiterstandes in der Gesetzgebung

durchgesetzt, daß das Recht zu Gunsten der Unbemittelten reformirt werde, daß die ganze Richtung der öffentlichen Thätigkeit mehr auf das Wohl der Massen hingelenkt werde. Und nicht minder ist nöthig, daß der Arbeiter durch die Theilnahme am öffentlichen Leben im Staat — und besonders auch in der Gemeinde — das Selbstgefühl wieder erhalte, dessen er zu seiner freieren und besseren Entwicklung bedarf. Wir haben nichts dagegen, wenn die Arbeiter-Bildungsvereine für die jungen Leute einen förmlichen Unterricht — meinerwegen mit gleichem Lehrplan durch ganz Deutschland herstellen; aber für die erwachsenen Arbeiter, für die Familienväter besonders, ist es eine weit bessere Aufgabe, darauf zu sinnen, wie sie es erreichen mögen, daß der Staat wenigstens der kommenden Generation einen wirklich genügenden Schulunterricht schaffe. Wenn der Arbeiter erst ernsthaft darauf denkt, wie er die imposante Wucht seines Standes dazu verwenden könnte, sich und seinen Nachkommen solche Güter zu verschaffen, dann ist er auf dem wahren Wege der Selbsthilfe; dann braucht er sich nicht mehr durch A-B-C-Studien für die Theilnahme an der Politik zu befähigen, denn von Stund an ist er schon Politiker; mit dem Augenblick, wo er seinem Geiste diese Richtung gibt, wird er im Verein mit seinen Kameraden zu einer Macht im Staate, und je entschiedener diese Macht auftritt, desto eher wird sich da ein Entgegenkommen zeigen, wo bisher nur kalte Zurückweisung und höhnische Geringschätzung obwaltet. Ja, diese Wirkung wird sogar bis zu einem hohen Grade unabhängig davon sein, ob der Arbeiter in seinem nächsten Ziele gerade

das Richtige trifft. Der Umstand selbst, daß er mitspricht, wird ihm Zugeständnisse verschaffen, die ihm früher Niemand eingeräumt hätte. So sehen wir denn, wie auch die Begriffe der Selbsthülfe und der Staatshülfe in sehr merkwürdiger Weise in einander übergreifen; wir werden dies noch deutlicher sehen, indem wir nun zur Kritik der Cassalleschen Ansichten übergehen.

Cassalles Vorzüge und Fehler lassen sich fast alle aus einem einzigen Princip ableiten: er ist Philosoph, und zwar Hegelianer. Er nennt sich selbst zuweilen mit Vorliebe einen Ideologen, und er hat durch sein Beispiel wieder einmal bewiesen, daß diese Art von Menschen in der Geschichte eine größere Rolle spielt, als die sogenannten Praktiker, welche ihren Namen meist davon zu haben scheinen, daß sie nicht handeln, sondern nur vertuschen und verschleppen. Seiner philosophischen Schule verdankt Cassalle die tief begründete, aber dennoch von Willkürlichkeiten nicht freie geschichtliche Weltanschauung. Er verdankt ihr die Neigung und die Gewandtheit, aus den Perioden der Geschichte gewisse herrschende Begriffe herauszugreifen und nach diesen dann Alles zu beurtheilen. Ihr verdankt er die Zuversicht auf die absolute Richtigkeit eines Resultates, wo die strengere Logik auch dem sichersten Denker nur Wahrscheinlichkeit oder vergleichsweise Richtigkeit zugestehen kann. Als Hegelianer konnte er den stolzen Ausspruch thun: „Ich schreibe jede Zeile, die ich schreibe, bewaffnet mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts;“ denn was ihm fehlte, die tiefere mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung, ist genau das, was Hegel — freilich nicht

zum Vorthell seines Systems — neben der philosophisch-historischen Bildung geringschätzt. Von dem hohlen Phrasengecklingel so mancher Hegelianer war Cassalle übrigens gänzlich frei; er suchte jeden Begriff mit realem Inhalt zu sättigen und verfuhr dabei nur zu einseitig, indem er sich durch die Konstruktion aus Begriffen hinreißen ließ.

Gleich der Ausgangspunkt für seine socialen Theorien ist ein geschichtlich-philosophischer: die Behauptung, daß wir mit dem Jahre 1848 in eine neue Epoche eingetreten sind, in welcher der vierte Stand, der Arbeiterstand, sich in derselben Weise zum maßgebenden Stand emporschwingen muß, wie dies die Bourgeoisie durch die große Revolution von 1789 gethan habe. Hier haben wir gleich einen Beweis dafür, wie praktisch die Ideologie ist, indem sie mit ihren Begriffen zugleich ein Stichwort hat, welches die Massen in Bewegung setzt. Der „vierte Stand“! Was ist über diesen Begriff nicht gestritten worden! Man hat ihn leugnen, verbannen, widerlegen wollen — Alles vergeblich. Der vierte Stand ist einmal da, und keine Macht der Erde wird ihn wieder weg bringen, bevor ihm sein Recht geworden ist. Diese Anerkennung kann uns jedoch nicht hindern, die Willkürlichkeiten in Cassalles Ableitung der Idee dieses Standes zu rügen. Allerdings hat er einige sehr interessante Belege beigebracht für seine Behauptung, daß es die Tendenz der Revolution von 1789 gewesen sei, die Bourgeoisie zur Herrschaft zu bringen (Arbeiterprogramm, S. 20—23); allein er selbst bringt auch (S. 34 und 35 a. a. D.) Thatfachen von ganz entgegengesetzter Wirkung herbei, und jene Vorrechte, welche sich die

Bourgeoisie noch mitten in den Stürmen der großen Revolution anmasste; erklären sich viel einfacher als Reste des mittelalterlichen Ständepincips. Doch wir wollen uns nicht in Nebenpunkte verlieren. Es mag dahingestellt bleiben, ob der gegenwärtige Kampf des vierten Standes wieder eine ganz neue Weltperiode bezeichnet, oder ob der Kampf von 1789 von Anfang an eine ganz allgemeine Tendenz gegen alle Standesunterschiede hatte und nur eines Nachtrags bedurfte. Wichtiger ist, daß der Beweis dafür unzulänglich ist, daß mit der Emancipation des vierten Standes dieser Proceß für immer am Ende sei. Daß dieser Stand mit dem ganzen Menschengeschlecht gleichbedeutend sei, kann möglicher Weise nichts mehr und nichts weniger sein, als eine Wiederholung des Irrthums, mit welchem der Abbé Steyès einst ausrief, der dritte Stand müsse Alles sein. Es liegt sogar ganz nahe, anzunehmen, daß nach allgemeiner Errichtung von Produktiv-Associationen mit Staatskredit diejenigen Arbeiter, welche davon der Natur ihrer Beschäftigung nach keinen Gebrauch machen können, Knechte, Gepäckträger, Tagelöhner für verschiedene Arbeiten, Handlanger u. s. w. eine Stufe tiefer sinken und den fünften Stand ausmachen werden. Auch sieht man leicht, daß die Idee des Arbeiterstandes an sich so wenig helfen wird, wie seiner Zeit die Proklamirung der Menschenrechte. Es kommt auf die thatsächliche Ausführung an, und wir wußten nicht, wie hier ein neues Vorwalten des Egoismus vermieden werden sollte, wenn nicht das ausdrückliche Princip der Brüderlichkeit das Beste dabei thut? Die bloße Idee der Gleichberechtigung Aller im Staate ist



weder so neu noch so wirksam, daß von dieser allein das Heil zu erwarten wäre. Auch erklärt Lassalle ja das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht ausdrücklich nur für ein erstes Mittel zum Zweck. Der zweite Schritt besteht eben in der Gründung jener Produktiv-Associationen. Da dieser Schritt nach Lassalles eigener Ansicht zwar im Großen, aber doch immerhin successiv ausgeführt werden soll; was wird die Arbeiter dieser Genossenschaften verhindern, sobald sie eine gewisse Stärke erreicht haben, sich durch ihren überwältigenden Einfluß den Vortheil der neuen Einrichtungen allein zuzuwenden, und die Geschichte von 1789 zu wiederholen? Nur ein neues geistiges Princip kann dies thun, und zwar ein Princip, welches den ganzen Menschen ergreift, welches zugleich staatlich, gesellschaftlich revolutionär auftritt; mit einem Worte, ein Princip, welches zugleich die Auflösung und die Erfüllung des Christenthums in sich schließt.

Die Einseitigkeit und Unvollständigkeit der geschichtlichen Auffassung, zu welcher Lassalle trotz seiner bewundernswerthen Kenntnisse und eines seltenen Ueberblicks durch die Gewohnheit des Hegel'schen Schematismus verführt wurde, zeigt sich ganz besonders deutlich bei der Betrachtung des Verhältnisses von Kapital und Arbeit. Die zu Grunde liegende Ansicht ist die, daß im Mittelalter die Arbeit als solche werbend war, und daß das Kapital, der wirthschaftlichen Verhältnisse wegen, eine untergeordnete Bedeutung behielt; daß dies Verhältniß mit der französischen Revolution in sein Gegentheil umschlug, indem nun das Kapital werbend wurde, während die Arbeit in eine nur dienende

Stellung herabsank; daß endlich in der neuen Weltperiode wieder die Arbeit werdend werden soll, indem sie jedoch nicht einfach wieder zum Standpunkt der ersten Periode zurückkehrt, sondern sich das System der Theilung der Arbeit, durch welches sie in der zweiten Periode unterjocht wurde, nunmehr zu ihrem eigenen Vortheil dienstbar macht. Es ist nicht zu läugnen, daß der energischen Opposition gegen die hohlen Abstraktionen der Oekonomien, zu welcher sich Cassalle bei der Begründung seiner Ansichten veranlaßt sah, ein bleibender Werth zuzuschreiben ist; aber freilich nur der Werth eines Fermentes zur Umgestaltung der Volkswirtschaft, welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt in der That kaum den Namen einer Wissenschaft verdient. Während aber die herrschende Volkswirtschaft viel zu einseitig von allgemeinen Begriffen ausgeht, bei welchen die Manigfaltigkeit wirklicher Verhältnisse und die dem menschlichen Handeln zu Grunde liegenden moralischen Elemente übersehen werden, hebt Cassalle die Verschiedenheiten der von ihm angenommenen wirtschaftlichen Perioden so einseitig hervor, daß das Allgemeine und Bleibende fast darüber verschwindet. Dies führt ihn zu der gezwungenen und unhaltbaren Annahme, daß das Kapital im Alterthum und im Mittelalter — also während eines sehr ausgedehnten Zeitraumes — sich nur in einem Zustande der Vorbereitung befunden habe und erst mit der französischen Revolution als fertiges Wesen hervorgetreten sei. Es muß dabei außerordentlich auffallen, daß nach einer so ungeheuer langen Periode jetzt plötzlich von 1789 bis 1848 schon wieder eine Weltperiode von eigenem und durchaus verschiedenem Charakter vorüber

sein soll. Mit noch größerer Bewunderung aber fragt man sich, wo denn in dieser zweiten Periode eigentlich die Vorbereitung für die dritte, nunmehr anbrechende liegen soll, da doch nach Lassalles eigener Auffassung die Revolution nicht sowohl neue Zustände schafft, als vielmehr nur die letzten Fesseln abschüttelt, nachdem das neue Princip gereift und erstarrt ist. Während das Kapital einige Jahrtausende hindurch Embryo bleibt, um dann plötzlich als gereiftes Ungeheüm sechzig Jahre lang beispiellos zu wüthen, soll die industrielle Arbeit während derselben Periode, während welcher sie in ihrer neuen Form erst entstand, und während welcher sie so furchtbar unterdrückt wurde, auch schon hinlänglich gereift sein, um die Herrschaft zu ergreifen! Zugleich liegt in dieser ganzen Auffassung ein höchst gefährlicher Keimpunkt von Sympathieen mit der Reaction. So weit wir auch davon entfernt sind, einem so durch und durch revolutionären Denker wie Lassalle den Vorwurf heimlicher oder offener Dienstbarkeit für reaktionäre Interessen machen zu wollen, so können wir doch nicht läugnen, daß sein ungünstiges Urtheil über die große französische Revolution etwas höchst Bedenkliches hat. Hätte Lassalle dagegen den Gesichtspunkt festgehalten, daß die Befreiung des Arbeiterstandes von der Macht des Kapitals nur der letzte Schritt in der völligen Beseitigung des Feudalismus ist, so würde er nicht nur eine einfachere und stichhaltigere geschichtliche Grundanschauung erhalten haben, sondern auch ein reineres Verhältniß zu den fortschreitenden Mächten des Jahrhunderts, ohne daß er deshalb mit der liberalen Bourgeoisie hätte glimpflicher umzugehen brauchen. Daß die Kapitalmacht im

Gründe noch trotz ihres scheinbaren Gegensatzes den feudalen Zuständen entstammt, hat Niemand schärfer nachgewiesen, als gerade Lassalle. Mit welchem Hohn verfolgt er nicht die Idee von der Entstehung des Kapitals durch Sparen; mit welcher Bitterkeit sucht er die Idee des „Entbehrungslohnes“ zu brandmarken! Hätte Lassalle nicht in dieser Polemik die theoretischen Irrthümer wohlbedenkender und bedeutender Männer wie Verbrechen behandelt, so würden wir nicht anstehen, gerade diesem Theil seiner Leistungen einen bedeutenden Werth zuzusprechen. So sicher es auch ist, daß unter günstigen Umständen und ausnahmsweise das Kapital durch Ersparniß entstehen kann, so entstammen doch unsere Kapitalien im großen Ganzen theils direkt theils indirekt dem herrschaftlichen Besitz und den Privilegien der Feudalzeit, welche, durch die modernen wirthschaftlichen Grundsätze flüchtig geworden, sich in der Industrie grenzenlos vermehrten. Sonach wird aber auch die Befreiung der Arbeiter von der Herrschaft des Kapitals zwar eine nothwendige Fortsetzung, aber immerhin doch nur Fortsetzung und Vollendung des Werkes sein, welches mit der französischen Revolution begann. In der schiefen Stellung Lassalles zu der großen Epoche von 1789 liegt der zweite Keim der zahlreichen Begriffsverwirrungen auf social-politischem Gebiete; als ersten Keim derselben müssen wir dagegen die social-conservative Haltung der heutigen Demokratie und insbesondere der preussischen Fortschrittspartei betrachten.

Lassalles Rathschläge in Beziehung auf die Lösung der socialen Frage laufen nunmehr bekanntlich auf die Gründung von Produktiv-Associationen mit Staatskre-

dit hinaus, und als Mittel zur Erreichung dieses Zieles empfiehlt er die unablässige Agitation für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht. Fragt man sich nun, wie diese Lösung sich zu der von Lassalle selbst hervorgezogenen großen Hauptschwierigkeit der Ricardo'schen Regel verhält, so enthüllt sich ein überraschendes Resultat. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, daß das dieser Regel zu Grunde liegende Gesetz dadurch nicht geändert wird, daß die Arbeiter zu Unternehmern werden. Die Ricardo'sche Regel ist ja eben nur diejenige Form, welche der Kampf um das Dasein in der Epoche der Kapitalherrschaft angenommen hat. Das Gesetz aber, welches überhaupt das Verkümmern der Mehrzahl zu Gunsten einer wuchernden Minderzahl bedingt, ist gar nicht an Nachfrage und Angebot gebunden. In jenen mittelalterlichen Zuständen, deren Gegensatz gegen die gegenwärtige Epoche Lassalle so lebhaft geschildert hat, war das Elend nicht minder geschäftig als jetzt, wenn es auch keine Arbeiter in unserem gegenwärtigen Sinne traf, sondern beherrschte, unterdrückte, enterbte, verpflichtete Individuen der verschiedenartigsten Verhältnisse. So viel ist freilich wahr, daß sich der Arbeiter durch das Gelingen der Produktiv-Association auf eine längere Zeit gut stehen kann, als durch den bloßen Profit an einem Consumverein. Während der letztere nach der Ricardo'schen Regel zuletzt ganz auf den Fabrikherrn übergeht, wird der Gewinn der Produktiv-Association sogar immer dem Arbeiter bleiben. Trogdem wird der alsbald erfolgende rapide Bevölkerungszuwachs den eigentlichen Vortheil über kurz oder lang wieder ausgleichen. Die Lebens-

mittel werden schon gleich im Anfang nach der Verbesserung des Loses so vieler Menschen ungeheuer im Preise steigen, da eben nicht mehr geschlachtet und gebaden werden kann, als das Land darbietet. Dies wird eine günstige Rückwirkung auf die Landwirthschaft ausüben; ein allgemeiner Aufschwung ist unzweifelhaft; aber die Bevölkerung wird sich dennoch schneller vermehren als die Lebensmittel und schließlich wäre das allgemeine Elend wieder da. Ja, man kann sogar mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß eine großartige und schnelle, aber dennoch successive Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen eben durch die sofort entstehende Theuerung der Lebensmittel eine furchtbare Krisis über diejenigen Arbeiter bringen würde, welche noch nicht in die Associationen aufgenommen wären. Essen wir doch Alle aus einem Topf, wenn auch mit ungleichen Löffeln! So lange der Hunger, wenigstens der entschiedene Mangel guter und kräftiger Nahrung, die Regel ist, und die Sättigung Ausnahme; so lange würde man auch in Gefahr kommen, wenn man der einen Hälfte plötzlich hilft, die andere zum völligen Verschmachten zu verurtheilen. Es gibt also nur zwei Wege um dies Unheil zu vermeiden: entweder muß Allen auf einmal geholfen werden, und das dürfte unmöglich sein; oder die Hülfe für die industriellen Arbeiter darf nur in einem bestimmten Verhältnis stehen, zur Förderung der Agrikultur: Diese aber kann in einem großartigen und bisher unerhörten Maßstabe nur dadurch gefördert werden, daß gleichzeitig den ländlichen Arbeitern durch Errichtung ländlicher Produktiv-Associationen und allgemeine Verwendung

von Maschinen für den Landbau geholfen würde. Inwiefern dabei neben großartiger Ausdehnung und Fortbildung des Verkoppelungssystems zugleich zur Expropriation des Grundbesitzes geschritten werden müßte, unterlassen wir hier zu untersuchen. So viel wird aber aus unsern Andeutungen Jedem, der rechnen und denken kann, klar werden, daß das Schicksal der ländlichen Arbeiter mit dem der industriellen aufs engste verknüpft ist, und daß an eine dauernde Lösung der Arbeiterfrage, bei welcher nicht zugleich die letzten Spuren des Feudal-Systems vertilgt würden, von vorn herein gar nicht zu denken ist.

In Zeitungsartikeln, welche zur Dämpfung und Vertuschung der Arbeiterfrage geschrieben werden, wird neuerdings oft das Schicksal der ländlichen Arbeiter an's Licht gezogen. Da nämlich ein Theil der Feudalpartei, von Gott mit Blindheit geschlagen, die Arbeiterfrage beständig schürt, so hat man geglaubt, von industrieller Seite dem entgegenwirken zu können, indem man darauf hinweist, daß die Arbeiter der Feudalherren es noch schlimmer haben, als die Arbeiter der Industrie. Eine Hand wäscht die andere! Uns ist es hier nicht um eine frivole Polemik zu thun, sondern wir wollen in vollem Ernste zeigen, daß die beiden Fragen, die der industriellen und die der ländlichen Arbeiter eng zusammen gehören und nur zusammen gelöst werden können.

Wird nun diese Bedingung des Gelingens beachtet, so wird die Sache immer noch nur langsam und allmählig vor sich gehen können, und nicht so schnell, wie Cassalle es sich dachte. Dies könnte in Widerspruch damit zu stehen scheinen, daß wir ausdrücklich mehrfach anerkannt haben, daß

nach so vielen vergeblichen Unternehmungen jetzt endlich dem Arbeiterstand gründlich und großartig geholfen werden muß; ja, daß eine Weltwende, wie auch Cassalle sie als bevorstehend annimmt, wirklich in allen geistigen und materiellen Verhältnissen unseres Zeitalters begründet scheint. Der scheinbare Widerspruch löst sich aber dadurch, daß nach unserer Ansicht eine große, unaussprechlich bedeutungsvolle Weltwende schon allein darin zu finden wäre, daß der alte finstre Geist des Niederhaltens und der Ausbeutung definitiv gebrochen und ein Zustand herbeigeführt würde, bei welchem die ganze Thätigkeit der Gesetzgebung und Verwaltung sich die Lösung der socialen Aufgabe zum Ziele machte. Auch kann es nicht ausbleiben, daß mit der Herbeiführung dieser veränderten Richtung der öffentlichen Thätigkeit sofort und für Alle eine merklliche Erleichterung und Verbesserung einträte; nur die völlige Ausführung der alsdann möglich gewordenen großen und vollständigen Verbesserung aller Verhältnisse müßte ihre Zeit haben, und dazu zählen wir auch die allmähliche Erhebung der Arbeiter zu Unternehmern.

Bedenkt man nun ferner, was Schmoller in dem oben erwähnten Aufsatz sehr richtig hervorgehoben hat, daß in allen politischen und socialen Einrichtungen die bloße Form nichts ist, ohne den Geist, der sie erfüllt, so wird man auch zugeben müssen, daß die Ausbildung der Fähigkeit genossenschaftlicher Verwaltung, die Gewöhnung an Eintracht und Zusammenwirken, die Einübung in eine freie Organisation, wie unsere Genossenschaften dazu Gelegenheit bieten, höchst wichtige Zielpunkte einer vorbereitenden Thätigkeit sind.



Freilich können hiezu wieder nicht jene Genossenschaften dienen, welche man mit so großer Vorliebe behandelt, jene Vereinigungen „aller Stände ohne Unterschied“ oder „aller Theile des großen, einheitlichen Volkes,“ bei denen einige beliebte Volksmänner der Bourgeoisie an der Spitze, und die Arbeiter im Hintergrunde stehen; noch weniger jene bedeutlichen Fabrik-Consumvereine, welche von der Bureaokratie des Etablissements geleitet werden, sondern eben allein die auf wirklicher Selbsthülfe der Arbeiter unter sich beruhenden Genossenschaften. Diese scheint übrigens Lassalle auch kaum gekannt zu haben, da sie in der Presse keine Verbindungen haben und deshalb am wenigsten von sich reden machen. Werden doch die Leiter derselben, da sie keine Lust bezeigen, sich den Genossenschaftsverbänden, der Anwaltschaft und ähnlichen ihrem Interesse fremden Centralstellen anzuschließen und unterzuordnen, von ihren gebildeteren Kollegen meist als verdrehte Köpfe betrachtet, deren Meinungen weiter kein Interesse bieten. Und doch liegt eben in diesen Vereinen der Keim einer neuen Zeit.

Was Lassalles System betrifft, so wird die Theorie desselben hinsichtlich der moralischen Vorbereitung auf die neue Zeit sehr wesentlich ergänzt durch die praktische Organisation des allgemeinen deutschen Arbeitervereins. Dieser Verein, in welchem an den meisten Orten die Arbeiter ganz unter sich und ohne irgend eine Beihülfe aus andern Ständen sich über die wichtigsten social-politischen Fragen aufzuklären suchen, ist eine außerordentlich wirksame Pflanzschule leitender Köpfe im Arbeiterstand und erzeugt einen großen Theil derselben Eigenschaften, welche das

Genossenschaftsweisen in seinen Anhängern ausbildet. Beide Richtungen bereiten die Zukunft vor, gewissermaßen nach dem Princip der Theilung der Arbeit. Dies ist aber nicht unwesentlich, da die geschäftlichen Vereinigungen von Arbeitern sich schon um ihres Fortbestandes willen als solche nicht mit theoretischen Fragen der Social-Politik beschäftigen dürfen.

Man sieht, daß die Frage des Staatskredits bei unserm Standpunkt der Betrachtung zur Nebenfrage herabsinkt. Wenn es sicher ist, daß die Produktiv-Associationen nicht so plötzlich und massenhaft, wie Lassalle glaubte, auftreten können, selbst wenn der große Sieg über die widerstrebenden Elemente errungen ist; dann liegt auch die Möglichkeit bedeutend näher, daß sie sich wirklich aus den freien und socialistisch gesinnten Consumvereinen ohne Staatshülfe entwickeln. Denn wenn auch der Arbeiter nur selten und mit großen Opfern zum Sparen kommen kann, so ist doch zu bemerken, daß ein Verein, der unter günstigen Umständen einmal in Betrieb gekommen ist, gar keine Opfer mehr verlangt. Der Arbeiter, welcher den Klauen des Wuchers entrispen ist und einmal seine 2 Thaler glücklich zum Betriebsfond eingezahlt hat, spart nachher nicht mehr, sondern er verdient. In England werden daher die Consumvereine regelmäßig nur als Vorstufen zur Produktiv-Association benützt. Indem nun bald für diesen, bald für jenen Arbeitszweig oder Arbeiterstamm verhältnißmäßig günstige Zeiten eintreten, könnten sich doch, trotz der Schwierigkeit des Sparens, solche Vereine beträchtlich vervielfältigen; besonders wenn das Princip der Brüderlichkeit so weit ausgebildet würde, daß ein fortge-

schriftlicher Verein einen anfangenden unterstützte. Die Ricardo'sche Regel könnte den Consumvereinen — mit Ausnahme derjenigen, welche von einer bestimmten Fabrik begründet werden — einstweilen nichts anhaben, und ihre schrittweise Entwicklung zur Produktiv-Association ginge ja, nach der Annahme, Hand in Hand mit der Verbesserung der Landwirthschaft. — Auf der andern Seite ist freilich die Gewährung eines Staatskredits zur Unterstützung solcher Genossenschaften auch durchaus nichts so Abnormes, als unsere Dekonomen uns möchten glauben machen. Die Verwechslung derselben mit einem Almosen beruht auf einem so handgreiflichen Mißverständnis, daß es nicht der Mühe lohnt, darauf einzugehen. Vielmehr wäre ein solcher Staatskredit durchaus nur unter demselben Gesichtspunkte zu betrachten, wie jede pekuniäre Auslage des Staates zur Förderung eines allgemeinen Interesses. Die Zinsgarantie für eine Eisenbahn, die Betheiligung an einem Kanalbau durch Aktienzeichnung, Vorschüsse zu Meliorationen und selbst die Unterstützung höherer Lehranstalten sind Dinge, denen an sich nicht mehr Recht auf die Mittel des Staates zusteht, als der Begründung solcher Arbeiter-Associationen, und wenn durch sie eine friedliche Lösung der Arbeiterfrage herbeigeführt werden könnte, so wäre sogar keine Summe besser und mehr im Sinne der wahren Aufgaben des Staates angelegt, als eben der Betrag eines solchen Staatskredits für eine Produktiv-Genossenschaft. Wir sind jedoch der Ansicht, daß diese ganze Frage wesentlich mit der wichtigen Frage der Befreiung der ländlichen Arbeiterbevölkerung zusammenhängt, denn wenn tr-

gendwo, so wird gewiß grade hier die Intervention des Staates zur Erzielung besserer Zustände erforderlich sein.

Was endlich das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht betrifft, so haben wir es hier nur als Agitationsmittel für die Durchsetzung der socialen Ideen zu beurtheilen, und da ist die Antwort einfach die, daß es schwer wäre, ein besseres, gerechteres und aussichtsreicheres aufzustellen. Wenn es nicht verfängt, so liegt der Grund gewiß nicht daran, daß das Mittel schlecht gewählt wäre, sondern man müßte dann urtheilen, daß die ganze Agitation verfrüht war. In dieser Beziehung fühlen wir uns nicht berufen, den Thatsachen vorzugreifen, zumal da das theoretische Urtheil über die gesammte Arbeiterfrage dadurch nicht wesentlich berührt wird.

## Fünftes Kapitel.

### Der Weg zur Rettung.

---

Wir haben in unserm ersten Kapitel gesehen, daß der Kampf um das Dasein in unserm Zeitalter, trotz mancher äußerlichen Verbesserung, eine besonders unglückliche Wendung genommen hat; daß der ermattende Druck eines einkörmigen, freudlosen Daseins und die schleichende Verkümmernng des Lebens in unsern geregelten Zuständen schlimmer wirken, als der dramatische Wechsel von Glück und Unglück, Handeln und Leiden in früheren Perioden der Geschichte.

Wir haben im folgenden Kapitel gesehen, daß die bittern Empfindungen, unter welchen ein so großer Theil der Menschheit leidet, durch das Bewußtsein höherer Befähigung und durch die beständige Vergleichung mit den besser gestellten Gliedern der Gesellschaft sehr verstärkt werden, und daß sich allmählig ein neues Rechtsbewußtsein herausbildet, welches nicht nur die Beseitigung der Schranken zwischen den verschiedenen Ständen, sondern auch die Ermäßigung der Ungleichheiten durch eine veränderte Richtung der Gesetzgebung im Sinne hat. Im dritten Kapitel sahen wir, daß

die Arbeiter durch die Fortschritte der Industrie bisher zwar an eine Reihe neuer Bedürfnisse gewöhnt, aber dem eigentlichen Elend, besonders dem Hunger, nicht entrisßen sind, und daß der gesammte Fortschritt der neueren Decennien im Wesentlichen bloß den besitzenden Klassen zu gute kommt. Wir sahen, daß die Erhöhung der Lebenshaltung zwar einen unverkennbaren Werth hat, daß sie aber für sich allein unter den gegenwärtigen social = politischen Verhältnissen zur Lösung der Arbeiterfrage nur sehr wenig beitragen kann. Endlich haben wir in diesen drei Kapiteln öfter Gelegenheit genommen, die Schwierigkeiten, welche sich einer Lösung der Arbeiterfrage entgegenstellen, bis in ihre innerste Wurzel zu verfolgen, und darauf hinzudeuten, daß diese Frage für sich allein, mit vereinzeltten Maßregeln irgend welcher Art, überhaupt nicht zu lösen ist, daß vielmehr schon der bloße Gedanke ihrer Lösung unzertrennlich ist, von der Annahme eines vollständigen Umschwungs im geistigen Leben der Völker, daß wir aber auch einen solchen Umschwung für wahrscheinlich, ja für sicher bevorstehend halten. Trotzdem werden unsere Leser von uns fordern, daß wir, nachdem wir namentlich im vierten Kapitel manche viel bewunderte Bestrebungen als unzulänglich oder einseitig dargestellt haben, uns nicht in die Wolkenhöhe eines bloß geistigen Princips der Weltverbesserung zurückziehen, sondern auch einige greifbare Sätze hinstellen, welche auf die Bestrebungen der Gegenwart Anwendung erleiden. Indem wir dieser sehr natürlichen Forderung entsprechen, enthalten wir uns jedoch für diesmal nicht nur einer näheren Begründung unserer Sätze, sondern selbst einer Ableitung derselben aus

einem einbettlichen Princip. Das erstere geschieht besser und lebhafter in einer späteren Polemik gegen wirkliche Gegner; das letztere würde unser Schriftchen zu einem Buch machen, welches dem augenblicklichen Zweck (vergl. d. Vorwort) nicht dienen könnte. Wir geben daher hier nur eine Reihe unzusammenhängender Thesen, denen wir nachher noch ein kleines Schlußwort folgen lassen.

1. Die Arbeiter haben sich selbst um die Angelegenheiten ihres Standes zu kümmern. Sie haben alle diejenigen als Standesgenossen zu betrachten, welche nur Arbeiter sind, d. h. alle, welche weder durch Unternehmergewinn, noch durch Amt, Rang und erbliche Vorzüge irgend welcher Art in ihrer socialen Stellung begünstigt sind. Sie sollen die Begünstigten nicht hassen und anfeinden, wohl aber sich des socialen Kampfes bewußt bleiben, welchen die Verhältnisse von der Gegenwart fordern.

2. Der wichtigste Theil ihrer Selbsthülfe ist der politische. Sie sollen ihr Augenmerk auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes richten; auch die Ereignisse in andern Ländern beachten und fragen, wie sich dort die Arbeiter halten. Sie sollen dahin trachten, Einfluß im Staate zu gewinnen, was sie auch können, wenn sie sich an einfache Grundfragen halten und in diesen einmüthig auftreten.

3. Ueberall, wo es möglich ist, müssen sie Genossenschaften bilden. Die Verwaltung derselben muß in den Händen der Arbeiter liegen. Die Genossenschaften müssen sowohl von den höheren Ständen als auch vom

Staate unabhängig sein, und müssen den ausgesprochenen Zweck haben, nicht nur den Einzelnen, sondern dem ganzen Stande zu dienen. Die Genossenschaften als solche müssen sich von der Tagespolitik fern halten. Wenn einst die Staatsgewalt die Arbeiter-Idee rückhaltlos vertritt, können Vorschüsse aus öffentlichen Mitteln angenommen werden.

4. Die Bildungsbestrebungen der Arbeiter müssen sich den dringenderen Zwecken dienend anschließen. Der erwachsene und mündige Arbeiter soll sich nicht durch vorbereitenden Unterricht hinhalten lassen, sondern seine Studien an der Arbeiterfrage selbst machen. Bildungsvereine, welche der Befreiung vom Aberglauben und Vorurtheil dienen, sind nützlich; ebenso Bildungsschulen für jüngere Arbeiter; sie dürfen aber den Blick nicht von dem Nothwendigsten abziehen.

5. Wenn sich der Staatswille, in welcher Weise es auch sei, der Sache der Arbeiter entschieden zuwendet, so sind folgende Forderungen zu stellen:

a) Revision der gesammten Gesetzgebung in Beziehung auf das Bedürfniß der Unbemittelten und Rechtsunkundigen.

b) Vollständige Freiheit für Associationen und Verbrüderungen jeder Art, welche die Rechte Unbetheiligter nicht beeinträchtigen.

c) Aufhebung aller strafrechtlichen Bestimmungen, durch welche die Verkündigung der Wahrheit und die offene Besprechung bestehender Uebelstände verhindert werden.

d) Vollständige Pressfreiheit und Untersagung aller



Maßregeln, durch welche die Ausübung derselben erschwert und insbesondere vertheuert wird.

e) Allgemeiner und unentgeltlicher Volksunterricht in allen für die Staatsbürger gemeinsamen und nothwendigen Gegenständen.

f) Beförderung der Produktiv-Genossenschaften, besonders auch für den Großbetrieb der Landwirthschaft, durch Geldmittel und geeignete Gesetze.

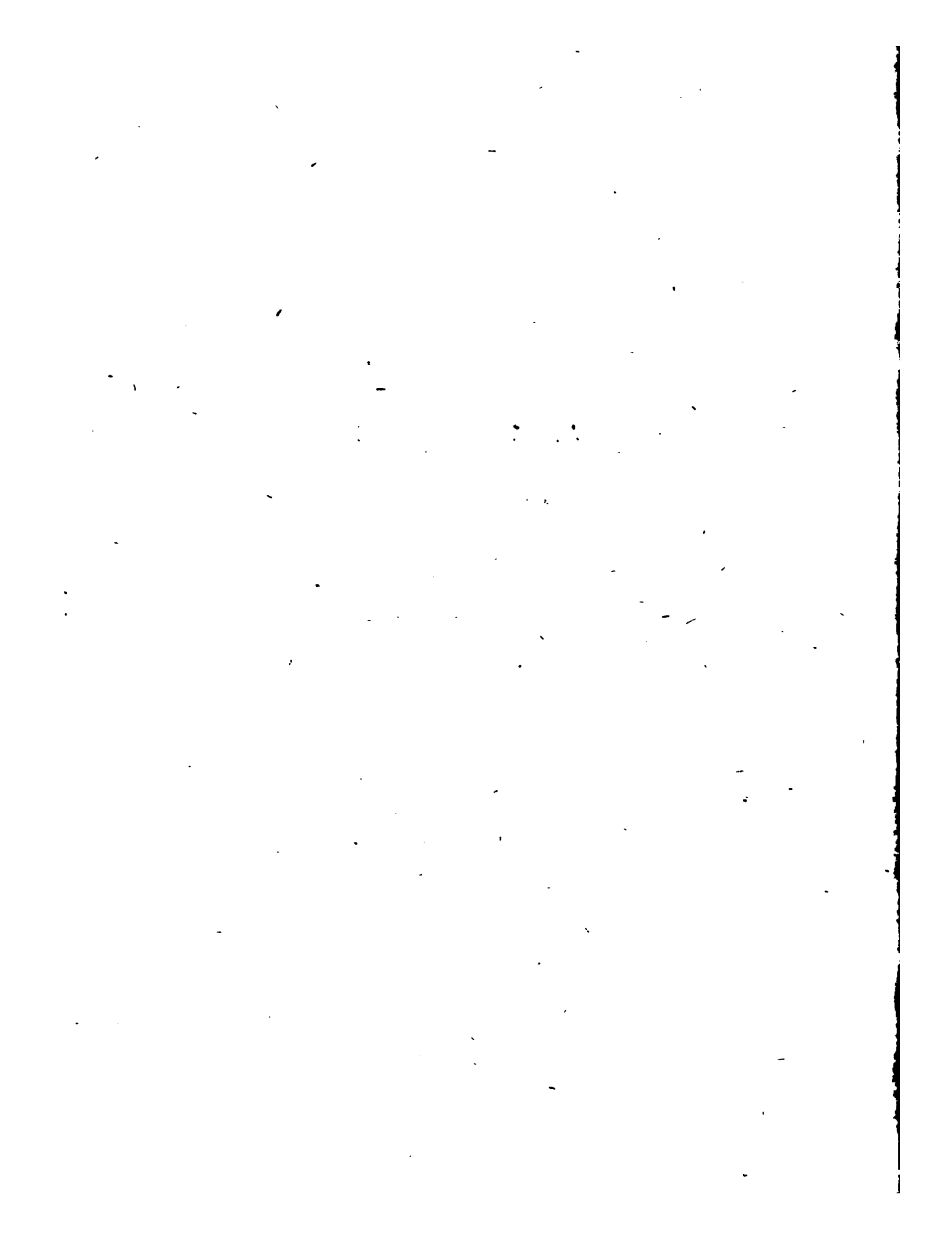
6. Erst nach Erlangung dieser Grundlagen (zu denen man sich eine Reihe von Ergänzungen hinzudenken möge) kann daran gedacht werden, die Menschheit mit Bewußtsein und Ruhe auf einen Standpunkt zu erheben, bei dem der Kampf um das Dasein seine Schrecken verliert. Die ganze gegenwärtige Bewegung ist in Beziehung auf diese Hauptfrage nur vorbereitend, was jedoch nicht ausschließt, daß das Ringen der Arbeiter nach Freiheit und würdigem Dasein schon während dieser vorbereitenden Zeit ihnen große geistige und materielle Vortheile bringt.

---

Sonach läuft denn Kern und Wesen der ganzen gegenwärtigen Arbeiter-Bewegung auf einen großen geistigen Kampf hinaus, dessen Ziel und Ende nur in der Besiegung der falschen Willensrichtung zu suchen ist, die sich allen großen und durchgreifenden Verbesserungen in der Lage des eigentlichen Volkes von jeher entgegengestellt hat. Dieser Kampf ist aber nicht rein äußerlich zu fassen, sondern er ist zugleich in dem Gemüth jedes Einzelnen auszufechten.

# A n h a n g.





## I. Bemerkungen und Belege zu der vorstehenden Abhandlung.

### 1. Ueber Malthus und seine Lehre.

Da Niemand hoffen kann, über irgend eine sociale Frage eine klare und richtige Ansicht zu gewinnen, der nicht den richtigen Kern der Malthus'schen Lehre gefaßt hat, und namentlich das Wechselverhältniß zwischen Bevölkerungszuwachs und Subsistenzmitteln beständig vor Augen hält, so dürfen wir nicht unterlassen, hier noch einmal der so häufig stattfindenden Verkennung dieser Lehre entgegenzutreten. Abgesehen von dem Einfluß, den Max Wirth's Handbuch auf Unkundige ausüben möchte, finden wir auch häufig bei Männern der Wissenschaft einseitige Urtheile über Malthus, welche in der bestimmten Beziehung, in welcher sie vorgebracht werden, richtig sind, welche aber dann den Leser leicht veranlassen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. So führt z. B. Wappäus im Inhaltsverzeichnis seiner Bevölkerungsstatistik den Passus auf: „das Malthus'sche Gesetz der Volkszunahme nirgends durch die Beobachtung bestätigt“; sieht man aber genauer zu, so findet man, daß er das wirkliche Wachsen der Bevölkerung in geometrischer Progression darunter meint, welches ja gerade nach Malthus selbst niemals beobachtet werden kann, weil eben der Mangel der Subsistenzmittel entgegensteht. Was aber den Hauptpunkt des Malthus'schen Systems betrifft, die Abhängigkeit des Bevölkerungszuwachses von der Masse der Nahrungsmittel, und nicht, wie man früher gewöhnt hatte, von der Fruchtbarkeit der Ehen, so wird gerade dieser durch die fleißigen

Sammlungen von Material bei Wappäus aufs glänzendste bestätigt. — Das Beste über Malthus in rein wissenschaftlicher Hinsicht hat noch immer Bernoulli gesagt, dessen Handbuch der Populationistik (Wlm 1841) zwar in seinen Zahlenangaben veraltet ist, aber durch seine scharfe Logik einen bleibenden Werth besitzt. Die Epoche machende Bedeutung der Malthus'schen Lehre bezeichnet er mit folgenden Worten: „Bekanntlich ist gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Engländer Malthus, nachdem man lange fast allgemein das langsame Fortschreiten aller europäischen Bevölkerungen beklagt, und den Grund davon in allzugeringer Fruchtbarkeit und unkluger Erschwerung der Ehen gesucht, ganz im Widerspruche mit den bisherigen Ansichten mit der Lehre aufgetreten, alle Vermehrung der Menschen sei zunächst durch die der Subsistenzmittel bedingt; jede Begünstigung der Ehen und Fruchtbarkeit sei eitel und verkehrt, da das Menschengeschlecht, seinen natürlichen Anlagen und Trieben nach, vielmehr eine Tendenz habe, sich allzusehnell, oder weit rascher zu vermehren, als die Mehrung der Lebensmittel es zulasse.“ Bernoulli verwirft die Folgerungen, welche viele Anhänger von Malthus aus dessen Lehre gezogen haben, namentlich alle Zwangsmaßregeln, ist aber doch der Ansicht, daß niemals „einzig auf vernunftgemäße Weise und durch sittliche Enthaltung“ die nöthige Beschränkung der Bevölkerungszunahme werde erzielt werden. Diesem gegenüber geht unsere eigene Ansicht dahin, daß allerdings nicht nur Zwangsmaßregeln zu verwerfen sind, sondern daß auch die bewußte Selbstbezwingung nur ein Nothbehelf ist, der weder der höchsten sittlichen Stufe, die das Menschengeschlecht zu erreichen hat, entspricht, noch auch jemals ganz allgemein werden kann. Vielmehr wird jene Beschränkung sich auf der höchsten Stufe ganz von selbst aus der gehobenen Bildung und der Umgestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse ergeben müssen. — Mit folgenden treffenden Worten wehrt Bernoulli die Gegner der Malthus'schen Lehre ab: „Wir erlauben uns als Erwiderung auf die vielfach gegen Malthus und seine Lehre vorgebrachten Einwendungen die Ueberzeugung auszusprechen, daß uns die meisten Angriffe (von ganz unwürdigen Beschuldigungen, wie die einer unsittlichen, irreligiösen oder inhumanen Tendenz oder Gefinnung reden wir nicht) von Solchen herzurühren

scheinen, die M. entweder gar nicht gelesen, oder ihn durchaus mißverstanden haben; daß mancher Tadel ganz unwesentlichen Sätzen gilt (zu welchen wir z. B. den allerdings schlechtbewiesenen rechnen, die Subsistenzmittel lassen sich nur in arithmetischer Progression vermehren) oder einer etwa zu einseitigen Bekämpfung früherer Irrthümer; daß oft die begründetsten Rügen und Zweifel gegen Meinungen gerichtet sind, die weder M. selbst angehören, noch nothwendig aus seinen Grundsätzen hervorgehen." — Es wäre nur noch hinzuzufügen, daß man jetzt sehr häufig gerade den Punkt, in welchem Malthus Epoche machte, als selbstverständlich ansieht, weil, namentlich bei rationalen Statistikern, von der früheren Ansicht, daß die Zunahme der Bevölkerung von der Fruchtbarkeit der Ehen abhänge, schon gar nicht mehr die Rede sein kann. — Daß in der Abhandlung erwähnte Werk von Guillard (*Éléments de statistique humaine, ou demographie comparée*, Paris 1855) leidet zwar an manchen Ungenauigkeiten, ist aber in der scharfen und consequenten Vertheidigung der Lehre von der Abhängigkeit der Bevölkerungszahl von den Subsistenzmitteln nicht ohne Verdienst.

Zur Beurtheilung der angeblichen Widerlegung des Malthus'schen Princips durch Max Birtb können namentlich die äußerst interessanten Berechnungen dienen, welche Engel (*Zeitschr.* 1861, S. 323 f.) über die Summen aufstellt, welche zum Unterhalt der Bevölkerung und insbesondere zur Ernährung der Nachkommenschaft während der unproduktiven Lebensjahre dienen müssen. Wahrscheinlich würde eine weitere wissenschaftliche Einsicht, als wir sie jetzt haben können, den finstern Einblick ergeben, daß ein sehr großer Theil der Bevölkerung die erforderliche Summe nicht aufbringen kann und daher einem beständigen Absterben unterliegt, während das Gleichgewicht dadurch wieder hergestellt wird, daß der besser gestellte Theil der Bevölkerung sich schneller vermehrt, daß aber auch ein Theil seiner Nachkommenschaft zur untersten socialen Stufe herabsinkt.

Von den zahlreichen Beweisen für die Abhängigkeit der Sterblichkeitsziffer von den Getreidepreisen theilen wir hier nur die folgende Tabelle mit, in welcher Wappäus diese Verhältnisse für Preußen, England und Frankreich zusammenstellt:

Preußen.			England.			Frankreich.		
Jahr.	Sterblichkeits-Verhältniß.	Mittelw. d. Preuss. St. d. Provinz.	Jahr.	Sterblichkeits-Verhältniß. (excl. Todtgeborene.)	Mitteln pr. Preuss. St. d. Prov.	Jahr.	Sterblichkeits-Verhältniß.	Mitteln pr. Preuss. St. d. Prov.
1844	1 : 38,85	40 <sup>0</sup> / <sub>12</sub>	1845	1 : 47,86	96	1844	1 : 43,55	87
1845	1 : 36,73	51	1846	1 : 43,36	103	1845	1 : 45,29	87
1846	1 : 34,05	70 <sup>11</sup> / <sub>12</sub>	1847	1 : 40,47	132	1846	1 : 41,39	106
1847	1 : 31,59	86 <sup>2</sup> / <sub>12</sub>	1848	1 : 43,37	96	1847	1 : 40,22	128
1848	1 : 30,12	38 <sup>2</sup> / <sub>12</sub>	1849	1 : 39,82	84	1848	1 : 40,82	73
1849	1 : 32,74	31 <sup>8</sup> / <sub>12</sub>	1850	1 : 38,15	76	1849	1 : 35,25	67
1850	1 : 36,31	36 <sup>6</sup> / <sub>12</sub>	1851	1 : 45,48	73	1850	1 : 44,71	63
1851	1 : 37,82	49 <sup>11</sup> / <sub>12</sub>	1852	1 : 44,72	77	1851	1 : 42,77	64
1852	1 : 30,39	61 <sup>9</sup> / <sub>12</sub>	1853	1 : 43,70	101	1852	1 : 42,25	76
1853	1 : 32,76	68	1854	1 : 42,52	137	1853	1 : 43,02	98
Mittel	1 : 33,85		1 : 43,79			1 : 41,73		

Eine zweite Tabelle, nach Marc d'Espine (Stat. mortuaire, Paris 1858 p. 46) möge den Einfluß günstiger Lebensverhältnisse auf die Sterblichkeit zeigen.

### Tabelle

der Procentzahlen der Todesfälle der Wohlhabenden für jedes Lebensalter.

Lebensalter.	Todesfälle der Wohlhabenden auf 100.	Lebensalter.	Todesfälle der Wohlhabenden auf 100.	Lebensalter.	Todesfälle der Wohlhabenden auf 100.
0 T. bis 1 Tag	4,88	0 Tag bis 5 Jhr.	2,41	50 bis 55 Jahre	3,87
1 T. bis 3 T.	0,71	5 bis 10 Jahre	3,10	55 bis 60 Jahre	4,75
1 T. bis 7 T.	1,30	10 bis 15 Jahre	3,68	60 bis 65 Jahre	5,79
1 T. bis 1 Mon.	1,42	15 bis 20 Jahre	2,05	65 bis 70 Jahre	6,35
1 T. bis 2 Mon.	1,51	20 bis 25 Jahre	2,95	70 bis 75 Jahre	5,70
1 T. bis 1 Jahr	1,57	25 bis 30 Jahre	2,81	75 bis 80 Jahre	8
1 T. bis 2 Jhr.	1,85	30 bis 35 Jahre	4,09	80 bis 85 Jahre	9
1 T. bis 3 Jhr.	1,85	35 bis 40 Jahre	2,03	85 bis 90 Jahre	7
1 T. bis 4 Jhr.	1,96	40 bis 45 Jahre	3,43	90 bis 95 Jahre	9
1 T. bis 5 Jhr.	2,03	45 bis 50 Jahre	3,31	95 bis 100 Jahre	4

Man sieht aus der vorstehenden Tabelle, daß unter hundert Sterbenden im hohen Lebensalter sich auffallend viele Wohlhabende befinden, während verhältnißmäßig nur sehr wenige Wohlhabende im kräftigen Alter und in der zarten Kindheit sterben.

## 2. Die Nahrung.

In der auf S. 125 u. f. aufgestellten Berechnung haben wir den Fleischconsum auf den Kopf der Bevölkerung mit 60 Pfd. ohne Zweifel noch viel zu hoch genommen. Da unsern minder bewanderten Lesern Tabellen vorkommen möchten, in welchen der Consum nach der Schlacht- und Mahlsteuer berechnet ist, so dürfte es nicht überflüssig sein, daran zu erinnern, daß in den Städten, wo diese erhoben wird, die Verhältnisse ganz andere sind, als auf dem Lande. In den der Schlachtsteuer unterworfenen Städten übersteigt der durchschnittliche Verbrauch in den Jahren von 1838—48 meist 80 Pfd., sinkt dann bedeutend von 1848—50 und hält sich überhaupt seitdem etwas tiefer. Daß sich aber im Ganzen seit 1838 bis jetzt eher Abnahme als Zunahme zeigt, ist eine bemerkenswerthe Thatsache. Wer hat das Fleisch sich abgezogen? Gewiß nicht die Wohlhabenden, deren Zahl und Besitz in den Städten sich gerade während dieser Zeit so bedeutend vermehrt hat. Es muß auch hier wohl der Dissen für die Arbeiter etwas schmaler geworden sein. Die Viehzählungen, welche wir unsern Betrachtungen über die Fleischnahrung zu Grunde gelegt haben, lassen allerdings, wie Engel (Zeitschr. 1864, S. 261) nachgewiesen hat, auch sehr viel zu wünschen übrig; sie bilden aber noch eine der relativ besten Grundlagen, und genügen jedenfalls für den negativen Beweis. Vorn hätten wir auch über den Getreideverbrauch Angaben gemacht, allein die Schätzungen des Erndte-Ertrages gehören im Allgemeinen, und namentlich auch in Preußen zu den unsichersten, die es giebt. Zu den besten hieher gehörigen Berechnungen gehört die von Bloß (Statistique de la France, Auszüge in der Zeitschr. des k. pr. ft. Bur. 1861, S. 279) angestellte Vergleichung der Körnernahrung der verschiedenen Bevölkerungsklassen in Frankreich, welcher die folgende Tabelle entnommen ist.



Zahl der Individuen.	Bevölkerungsklasse.	Nation pro Kopf. Sect.	Verhältniß, in welchem der Ständen in der Nation vertreten ist.	Gesamm- ter Getreide- Verzehr. Sect.
15,433,542	Gewerbtreibende (Industriels)	2,80	c. 1,00	38,631,000
3,200,000	Winzer und Gärtner . . . . .	3,20	0,80	10,240,000
874,000	Gutsbesitzer 1. Vermögensklasse	3	1,00	2,622,000
862,000	Pächter . . . . .	3	1,00	2,586,000
2,034,000	Gutsbesitzer und Pächter 2. Ver- mögensklasse . . . . .	3,50	0,66	7,110,000
718,000	Gutsbesitzer 3. Vermögensklasse	3,75	0,50	2,692,800
2,748,000	Dienstboten . . . . .	4,25	0,33	11,680,000
1,412,000	Meyerleute (metayers) . . . . .	4	0,25	5,648,000
8,462,560	Ländliche Arbeiter . . . . .	4,15	0,25	35,119,628
35,744,102				116,329,428

Nach dieser Tabelle haben die ländlichen Arbeiter, nächst den Dienstboten, die reichlichste, dagegen die Industriellen (meist Arbeiter der Industrie) die spärlichste Körnernahrung; die wohlhabenderen Klassen stehen in der Mitte. Dies ist wohl so zu deuten, daß die letzteren ihrer sonstigen besseren Nahrung wegen wenig Brod essen, während dies für die ländlichen Arbeiter in Frankreich die Hauptnahrung ist, wie bei uns leider die Kartoffeln. Auch der industrielle Arbeiter wird wohl etwas mannigfaltigere Nahrung haben, als der ländliche, aber schwerlich nahrhaftere!

### 3. Die Auswanderung.

Da wir Werth darauf legen, zu constatiren, daß die Ricardo'sche Regel nicht durch Vermittelung der Willensfreiheit wirkt, und daß überhaupt die Auswanderung bei der Ausgleichung des Arbeitsangebotes keine so große Rolle spielt, wie man oft annimmt, so lassen wir nachstehend noch nach der Zeitschr. d. pr. ft. Eur. (1861,

8. 80) eine Tabelle (abgekürzt) folgen, welche die Auswanderungen aus Preußen mit einer Uebersicht des angegebenen Vermögens darstellt:

Jahre.	Auswanderungen.					
	nach außereuropäischen Ländern.			nach europäischen Ländern.		
	Zahl der Personen.	Vermögensverhältnisse, angegeben		Zahl der Personen.	Vermögensverhältnisse, angegeben.	
		von Personen.	zum Betrage von Thalern.		von Personen.	zum Betrage von Thalern.
1844—45	7,108	6,545	771,305	2,131	1,290	909,730
1845—46	14,577	14,066	1,698,574	2,085	1,304	817,383
1846—47	12,788	12,501	1,861,655	2,118	1,436	798,284
1847—48	6,217	5,696	1,041,029	2,080	1,317	1,127,455
1848—49	6,872	5,809	1,109,693	1,908	1,091	603,677
1849—50	5,345	4,593	851,424	2,171	1,332	911,245
1850—51	6,336	5,519	878,415	2,586	1,645	2,187,215
1851—52	18,722	16,633	1,780,081	2,650	1,571	1,876,158
1852—53	15,641	13,864	1,519,225	2,553	1,727	1,757,214
1853—54	27,607	24,579	3,054,229	2,737	1,751	1,108,469
Oct.-Dec. 1854	1,944	1,447	198,502	477	274	529,271
1855	12,318	9,100	1,298,220	2,458	1,329	1,734,577
1856	16,226	14,056	1,902,801	2,473	1,354	1,956,347
1857	21,112	15,944	2,389,278	2,860	1,338	3,115,598
1858	9,822	6,660	966,791	3,507	2,061	2,004,279
1859	5,800	3,811	530,699	4,007	2,088	2,227,010
Summa.	188,435	160,823	21,851,921	38,801	22,908	23,663,912
Jahresdurchschn.	12,357	10,546	1,432,913	2,544	1,502	1,551,732

Man sieht, daß das Vermögen der Ausgewanderten nicht unbedeutend ist. Mit vollem Recht sagt auch Dr. Engel in dem sehr lehrreichen Aufsätze, welchem diese Tabelle entnommen ist: „[Es] gehört unter allen Umständen zum Auswandern, namentlich zu dem nach fernem Welttheilen schon ein gewisser Muth, und ein größeres oder kleineres

res Kapital, ohne welches die Begründung einer Existenz in der neuen Heimath unmöglich ist.“ In Inlande, oder zwischen Nachbarländern, ganz besonders aber zwischen nah benachbarten Orten ein und desselben Industriebezirks, ist allerdings die Wanderung der Arbeiter sehr stark; hier handelt es sich aber mehr um die Ausgleichung lokaler Differenzen in der Lohnhöhe, als um die Vertheidigung oder willkürliche Steigerung der Lebenshaltung.

#### 4. Cassalle und die Ricardo'sche Regel.

Unser Vorwurf, daß Cassalle die Regel, auf welche er selbst so viel Gewicht legt, nicht allgemein genug erfaßt und nicht tief genug begründet habe, wird vielleicht Manchem ungerechtfertigt erscheinen, welcher im Bastiat-Schulze (S. 188) die drastischen Worte liest: „Der Verkäufer der Waare: Arbeit ist hiezu [zum Zurückhalten] nicht im Stande. Er muß loschlagen, exekutirt vom Hunger!“ Der unmittelbare Zwang zum Angebot der Arbeit für den einzelnen, einmal vorhandenen Arbeiter ist damit allerdings stark genug betont, aber es ist nicht nachgewiesen, weshalb der Stand als solcher ein beständiges Angebot, und zwar ein beständig übermäßiges Angebot von Arbeit aufrecht erhalten muß. In dieser Beziehung ist die Ausführung auf S. 187 des Bastiat-Schulze ganz ungenügend, und es war überhaupt eine tiefere Erfassung der Frage unmöglich, ohne die Einsicht in die Bedeutung der Sterblichkeitsziffer und der permanenten Uebersproduktion an Menschen. Hat man aber diese Punkte einmal erfaßt, so muß man sie auch nothwendig in ihrer vollen Allgemeinheit erfassen, d. h. man ist von Ricardo zu Malthus und Darwin gelangt, und man muß einsehen, daß auch die Produktiv-Association als solche der socialen Noth nicht abhelfen kann.

#### 5. Schulze-Delitzsch und die Arbeiterfrage.

So fern es uns liegt, persönliche Motive mit in den Kreis unserer Erörterungen zu ziehen, wo es nicht nöthig ist, so glauben wir

doch annehmen zu müssen; daß bei den furchtbaren Angriffen Bassalles auf den gefeiertsten Mann der Fortschrittspartei sich der ganze Groll entlad, welchen er gegen diejenigen Kreise hegte, die ihn hatten todschweigen oder als einen unwissenden Menschen abfertigen wollen. Er nahm den Liebling Aller vor, um Alle empfindlich zu treffen. Dies thut zwar dem Werth der im Bastiat-Schulze entwickelten Theorien und Thatsachen keinen Abbruch, und auch die zermalmenden Schläge gegen das Vertuschen der Arbeiterfrage und die Verdrehung der Standes-Interessen müssen ihre Wirkung behalten; allein jedenfalls war es ein großes Unrecht, grade Schulze als den eigentlichen Typus dieser Richtung hinzustellen, während er ihr unter allen Stimmführern der volkswirtschaftlich-liberalen Partei am wenigsten angehört. In seiner Rede vor der Berliner Arbeiterversammlung vom November 1862 entwickelt er — freilich mehr mit hinreißender rhetorischer Wärme, als mit logischer Durchsichtigkeit — noch einen ganz schönen Gedanken, wie der, den wir zum Mittelpunkt unserer Anschauungen gemacht haben. Er glaubt, daß es sich um nichts Geringeres handle, als um die Durchführung der Lehre des Christenthums von der gleichen Würde aller Menschen und ruft dann die Worte aus: „Die Arbeiter-Frage ist tief in der ganzen geschichtlichen Entwicklung begründet. Ob es möglich ist, daß alle Menschen an den höheren Aufgaben unseres Geschlechts, an der Entfaltung aller edlen, von der Natur in dasselbe gelegten geistigen Keime Theil nehmen können, darum handelt es sich, das ist der geschichtliche Fortschritt, und dieser, der ein tief humaner ist, steht über allen politischen Parteien, wie sie sich auch nennen. Wenn eine politische Partei die Probe ihrer geschichtlichen Berechtigung machen will, dann soll sie gewissenhaft sich fragen: werden wir jenen großen sittlichen und humanen Forderungen wirklich gerecht? Auf diesen Fortschritt verweise ich Sie als deutsche und preussische Arbeiter, mit dem haben Sie es zu thun!“ — In derselben Rede spricht sich freilich auch schon ganz deutlich die ängstliche Rücksichtnahme auf die Kapitalisten aus, welche bei Schulze aus der übertriebenen Sorge für das Gelingen der großen vaterländischen Coalitionspolitik hervorging, und die doktrinaire Ueberschätzung der Bildung als Vorbedingung politischen Handelns. Das mag bei die-

ser Gelegenheit denn auch gesagt sein, daß es nach unserer Ansicht heißt, den Pelz waschen und ihn nicht naß machen, wenn man die Arbeiterfrage so hoch stellt, und dabei den Namen des Socialismus scheut. Wir wüßten wenigstens nicht, was Socialismus heißen soll, wenn es nicht die Unterordnung der politischen Fragen unter das Princip gesellschaftlicher Reform ist! Freilich hat aber auch Schulze diesen Gedanken der höheren Wichtigkeit der Arbeiterfrage nirgendwo consequent durchgeführt.

---

## II. Ueber das Projekt einer Rheinisch-Westphälischen Arbeiterzeitung.

### 1. Vorbemerkung.

Da die Arbeiter-Interessen in der politischen Presse vernachlässigt werden, so hatte sich zunächst in den Kreisen mehrerer bedeutender Arbeiter-Genossenschaften der Rheinprovinz das Bedürfnis nach einem Organ für die Vertretung dieser Interessen kund gegeben. Im Sommer 1864 entwarf der Verf. das erste Projekt einer solchen Zeitung. Es waltete dabei gleich von Anfang an die Absicht vor, nicht ein bloßes Vereins-Organ zu bilden, sondern ein Blatt, welches bei größter Billigkeit und äußerster Popularität in die einzelnen Familien der Arbeiter eindringen sollte. Die beständigen Klagen der Coburger Arbeiterzeitung über Zersplitterung auf diesem Gebiet konnten uns deshalb wenig rühren, weil wir nicht nur in mancher Hinsicht eine abweichende Richtung verfolgen, sondern auch einem wesentlich verschiedenen Kreise dienen wollten. Während jenes Blatt die schärfste Vertretung einer zwar ehrenwerthen aber durchaus individuell gefärbten Auffassung der öffentlichen Angelegenheiten in den Arbeiterkreisen ganz Deutschlands geltend zu machen suchte, sollte das unsrige auf das tägliche Leben bestimmter lokaler Kreise eingehen, innerhalb dieser aber wo möglich eine bedeutende Ausdehnung gewinnen. Das Uebrige besagt das nachstehende Programm, welches der Verf. nach seiner Rückkehr vom Vereinstag deutscher Arbeitervereine zu Leipzig entwarf. Schien es ihm damals, daß es vielleicht

gelingen möchte, den ganzen Arbeiterstand, ohne Rücksicht auf die Parteien, für das Unternehmen zu interessiren, so ist es hauptsächlich die Erschütterung dieser Ansicht, welche die Ausführung des Projectes einstellten verhindert hat. So lebhaft das Project auch in einzelnen Kreisen befördert wurde, so stellte sich doch bald heraus, daß die große Masse der Arbeiter theils für ein solches Unternehmen noch zu gleichgültig, theils zu entschieden auf der Seite der Lassalleaner war, als daß das neue Blatt eine genügende Theilnahme hätte gewinnen können. Da zugleich diese Partei, statt sich zu größerer Toleranz zu wenden, sich immer mehr in eine förmliche Dogmatik der socialen Frage hineinarbeitete, da sie ferner neben ihrem früheren eigenen Organ noch ein zweites erhielt, so war auf Ausbreitung unserer Arbeiterzeitung in diesen Kreisen nicht mehr zu rechnen. Jeder, der mit den Arbeitern wirklich umgeht, muß aber leicht einsehen, daß der Einfluß des allgemeinen deutschen Arbeitervereins viel weiter geht, als seine Mitgliederlisten. Wohlwollt würde die Schulze'sche Partei toleranter gewesen sein, allein da lag der Nebelstand vor, daß eine solche in nennenswerther Ausdehnung unter den Arbeitern der Rheinprovinz nicht vorhanden ist, und daß die Zeitung für den Mittelstand, in welchem diese Partei so stark ist, nicht geeignet gewesen wäre. Mancherlei Modifikationen des Projectes sind zwar in Erwägung gezogen worden, allein es stellte sich dabei immer heraus, daß die in dem nachstehenden Programm beabsichtigte Parteilosigkeit des Herausgebers nur das entgegengesetzte Extrem zu dem gleich unpraktischen Princip der Coburger Arbeiterzeitung sein würde. Jedenfalls mußten die Ansichten des Unternehmers den Arbeitern erst genauer bekannt sein. So stellte sich auch von dieser Seite die Nothwendigkeit der Veröffentlichung dieses Schriftchens heraus, von dessen Aufnahme es abhängen wird, ob das Project als definitiv befestigt zu betrachten ist, oder ob es in irgend einer Modifikation demnächst zur Ausführung kommt. Am besten wäre es, wenn ein solches Blatt, wie in der Schweiz das „Felleisen“ bloß von Arbeitern unternommen und geschrieben würde. Es müßte dann aber zur Vermeidung von Cautionen, Stempelsteuern und ähnlichen Dingen, durch welche die Pressfreiheit dem Arbeiter unzugänglich gemacht ist, höchstens 11 mal im Jahre, in Gestalt eines kleinen Heftchens erscheinen.

## 2. Programm der Rheinisch-Westphälischen Arbeiter-Zeitung.

Die Rheinisch-Westphälische Arbeiter-Zeitung will dem Arbeiterstande des bedeutendsten deutschen Industrie-Bezirks ein Organ für seine Interessen bieten. Sie will den Arbeiterstand nicht anpredigen, sondern ihm das Wort verschaffen. Durch sie soll der Arbeiter zum Arbeiter sprechen; und durch diese Verständigung soll eine moralische Macht gebildet werden, welche dem ganzen Stande zu gute kommt. Wir nennen deshalb unsere Zeitung ein Organ des vierten Standes, um uns zu unterscheiden von denjenigen, welche das Dasein eines vierten Standes läugnen, und welche behaupten, daß der Arbeiter in Staat und Gesellschaft bloß dieselben Interessen habe, wie jeder andre Stand. Man kann sämmtliche Bestrebungen in der Arbeiterfrage in zwei große Klassen theilen. Die einen laufen bloß darauf hinaus, den intelligentesten Arbeitern zu zeigen, wie sie dem Druck ihres Standes entinnen und sich zu Unternehmern emporzuschwingen können; die andern wollen dem Stand als solchem helfen. In dieser Beziehung nehmen wir die letztere Partei, und das ist im Grunde unser ganzes Programm.

Alle übrigen Fragen bleiben offen; und dies ist das erste, was wir dem Arbeiterstande bieten, daß wir ihm in unsern Blättern einen öffentlichen Sprechsaal einräumen, in welchem Jeder seine Ansichten kund geben kann. Wir werden niemals eine Einsendung deshalb zurückschicken, weil sie den persönlichen Ansichten der Redaktion zuwiderläuft. Wo wir etwas nicht aufnehmen können, wird sich der Grund im Briefkasten bemerkt finden. Wir müssen auf einen gemäßigten Ton halten, grade deshalb, weil wir Dinge zur Sprache bringen wollen, welche dem Gedanken nach sehr weit gehen. Die ganze Wahrheit gesprochen ist besser als die halbe Wahrheit posaut. Deshalb wollen wir aber doch kein ängstliches Geflüster haben, sondern eine kernige, ungeschmückte, für den Arbeiter verständliche Sprache. Die Redaktion wird auch mit ihren persönlichen Ansichten über die vielen offenen Fragen durchaus nicht hinter dem Berge halten; aber weil diese Fragen eben offene sind, über welche auch



andre Ansichten sich aussprechen werden, gehört eine Erörterung darüber nicht ins Programm. Der Redakteur wird solche Artikel, in denen er seine persönliche Ansicht über eine wichtige Frage ausspricht, stets unterzeichnen.

Zusendungen von Arbeitern, welche schlecht stylisirt sind, werden wir, wenn nicht wörtliche Aufnahme verlangt wird, verbessern. Wir werden dabei mit der strengsten Gewissenhaftigkeit nichts Wesentlichen ändern, zusetzen oder weglassen und jede allfällige Beschwerde über Entstellung des Sinnes in unserm Blatte veröffentlichen.

Wir beantworten aber auch Fragen aller Art, entweder ganz kurz in unserm Briefkasten, oder ausführlich durch einen besondern Artikel. Letzteres geschieht namentlich regelmäßig, wo uns Rechtsfragen, Verträge, Streitigkeiten über gesetzliche Verpflichtungen und ähnliche Gegenstände zur Begutachtung und Berathung vorgelegt werden, deren Erörterung für alle Leser des Blattes Interesse hat. Wir werden in solchen Fällen genaue Erkundigungen einziehen und verständlich berichten. Wir bieten also unsern Lesern auch eine Auskunftstelle für alle Fragen, welche den Arbeiterstand besonders betreffen. Dabei werden wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wo die bestehenden Geseze mangelhaft oder dem Arbeiterstande nachtheilig sind, damit dieser Stand zur rechten Zeit sein politisches Gewicht in die Waagschale werfen kann, um die Aenderung solcher Einrichtungen zu verlangen und durchzusetzen. Das ist in unsern Augen die wahre Selbsthilfe, daß der Arbeiter die gesetzlichen Grundlagen unserer gesellschaftlichen Zustände kennen lernt, um die Rechte, die ihm geblieben sind, zur gesetzlichen Aenderung dieser Grundlagen zu benutzen.

Weil nun unser Blatt nicht bloß als Parteiblatt in Vereinslokalen herumliegen, sondern in die Familien der Arbeiter eindringen will, so werden wir auch dem Gemüth etwas zu bieten suchen. Wir fühlen wohl, daß dies der schwerste Theil unserer Aufgabe ist, und wollen deshalb nicht zu viel versprechen. Wir würden uns aber schämen, dem Arbeiterstande nichts zu bieten, als das gewöhnliche, inhaltleere, zerstreunende Feuilleton-Futter, welches die große Masse der Zeitungsleser so begierig verschlingt. In dieser Beziehung

wäre das Beste eben gut genug; aber woher das Beste nehmen bei einer so geringen Auswahl von tüchtigen Schriftstellern, und bei so geringen Mitteln, wie sie ein Blatt, welches im Quartal nur 5 Egr. kostet, aufwenden kann? Wir werden deshalb mitunter etwas Klassisches bringen, was die „Gebildeten“ mit ihrem überreizten Geschmack nicht mehr genießen können, während es doch besser ist, als all die pikanten Neuigkeiten, mit denen unsere Zeit sich zu amüsiren pflegt. Im Uebrigen muß die Erfahrung uns weiter helfen, und dies wird uns deshalb leichter werden, weil wir mit unserm Lesen so viel wie möglich in beständiger Verbindung bleiben wollen.

Von der Politik werden wir nur bringen, was den Arbeiter besonders interessirt. Ein großer Theil der Arbeiter liest schon tägliche Zeitungen und weiß daher viel mehr, als was wir auf beschränktem Raum einmal die Woche bringen können. Er kann sich aber diese Zeitungen nicht selbst kaufen und mit nach Hause nehmen, um sich das Merkwürdigste daraus, oder meinetwegen das Ganze, aufzubewahren. Er muß sie meistens flüchtig durchfliegen, weil wieder ein Anderer darauf wartet; er kann aber auch nicht Alles verstehen. Diesen Uebelständen wollen wir durch unsere politische Uebersicht, die jedesmal ganz besonders für den Arbeiter geschrieben wird, abzuhelpen suchen. Politische Leitartikel bringen wir nur, insofern die Stellung der Parteien zur Arbeiterfrage erörtert werden muß. Wir werden darin stets die Arbeiterfrage als Hauptsache und alles Uebrige nur als Mittel zum Zweck betrachten.

Das Genossenschaftswesen werden wir sorgfältig beachten und gegen seine Feinde und Verächter vertheidigen, aber wir werden uns auch sorgfältig vor dem Irrthum hüten, als sei mit der Errichtung von Consumvereinen und Krankenkassen, oder selbst mit vereinzelten Produktivgenossenschaften Alles gethan, was für den Arbeiterstand geschehen muß. Wir werden uns vielmehr bei all diesen Einrichtungen immer fragen, wie sie sein müssen, um dem Arbeiterstand wirklich zu nützen; und das hängt weniger davon ab, ob ein Paragraph der Statuten so oder anders gefaßt ist, sondern vielmehr davon, wie der Verein zusammengesetzt ist, welcher Geist in ihm herrscht, und ob er dem Arbeiterstand für seine größeren Aufgaben

eine Stütze gewährt oder nicht. Nach diesem Maßstabe werden wir aber auch die Arbeiterbildungsvereine prüfen. Ein bloßes freiwilliges Schulwesen hat zur Lösung der Arbeiterfrage nur wenig Beziehung. Wo aber solche Vereine dazu dienen, das Selbstgefühl des Arbeiters zu heben, die Verbrüderung der Standesgenossen zu fördern und das Bewußtsein von den höheren Aufgaben des vierten Standes zu verbreiten; da erfüllen sie eine wichtige Aufgabe. Die Bildung freilich, die dem Arbeiter für den Augenblick am meisten noth thut, ist die, daß er lernt mit Erfolg und Bewußtsein in das große Getriebe des öffentlichen Lebens einzugreifen und seine Interessen wahrzunehmen. In diesem Streben wird sein Charakter erstarken, sein Verstand sich schärfen, sein Gesichtskreis sich erweitern. Jeder Fortschritt wird sich dadurch an einen Mittelpunkt anschließen, und es ist durchaus nicht zu befürchten, daß der Arbeiterstand durch diese Richtung des Geistes auf seine Interessen zu materiell und egoistisch werde. Der Arbeiter will sich ja nur ein seiner Menschenwürde entsprechendes Dasein erringen!

Dem allgemeinen deutschen Arbeiterverein können und wollen wir nicht feindlich entgegentreten, obwohl die Redaktion Lassalles Grundansicht vom Zweck des Staates nicht theilt und die Exklusivität, mit welcher der Verein sich zu einem sehr speciell ausgebildeten System bekennt, nicht billigt. Noch weniger vermögen wir freilich das System des Todtschweigens zu billigen, welches der größte Theil der Presse dem allgemeinen deutschen Arbeiterverein gegenüber mit einer eben so beispiellosen als fruchtlosen Consequenz geübt hat. In unserm Blatt erhält der Lassalleaner so gut das Wort, wie der Genossenschaftler; wir können aber von keiner Seite Schmähungen brauchen. Wenn man eine Partei, welcher sich ein großer Theil des Arbeiterstandes angeschlossen hat, gradezu verachtet, so beleidigt man dadurch den Stand, macht eine spätere Verständigung unmöglich und arbeitet den Gegnern in die Hände. Wir fühlen aber sehr wohl, daß wir hier den wichtigsten Punkt für die Existenz unseres Blattes berühren. Sind die Leidenschaftlichen nicht nur bei einzelnen Führern, sondern auch in den Massen, so erregt, daß man nur unbedingte Freunde und unbedingte Feinde kennt; ist die Orthodoxie so weit gediehen, daß ein Theil der Arbeiter,

wie auf ein Evangelium, auf Schulze-Delitzsch schwört, und der andere auf das ganze System Lassalles; sind die noch unentschiedenen Arbeiter nur die Gleichgültigen, und verschmähen es alle entschiedenen Parteil männer, sich gelegentlich unseres Organs zu bedienen: dann sind auch die Lage der Rheinisch-Westfälischen Arbeiterzeitung gezählt, und wir werden unser Unternehmen so bald als möglich auf einen glücklicheren Zeitpunkt vertagen; finden wir aber Unterstützung; dann werden wir auch kein Opfer scheuen und vor keinem Hinderniß zurückschrecken, um dem vierten Stande ein Organ zu schaffen, welches seine Interessen eben so entschieden, als allseitig wahrnimmt.

### 3. Auswahl aus den für die Arbeiter-Zeitung bestimmt gewesenen Artikeln.

#### a) Schreiben eines Arbeiters über das ihm mitgetheilte Programm.

Mit nicht geringem Interesse haben wir das Programm dieser Zeitung gelesen, nicht nur wegen des Namens Arbeiter-Zeitung, den sie trägt, sondern auch wegen der unparteiischen Richtung, welche sie einzuhalten verspricht. Die Nothwendigkeit eines solchen Organes müssen die Arbeiter in sich fühlen, besonders dann, wenn sie sich in allen öffentlichen Zeitungen so ganz vergessen sehen. Wenn ihre Bestrebungen einmal berührt werden, so ist es meistens nur Hohn und Verachtung, wie die Erfahrung hinlänglich gelehrt hat.

Einen Sprechsaal will uns die Zeitung eröffnen für jede Meinung! Wiewohl uns der Vorwurf nicht treffen kann, daß wir uns in öffentlichen Versammlungen nicht eingefunden, so ist doch unsre Lage bisher niemals berührt worden. Wir sind massenhaft gekommen und haben die Sache des Fortschritts unterstützt; aber wenn wir einmal die bescheidene Anfrage machten, unser Interesse doch möglichst berücksichtigen zu wollen, dann ist es uns ergangen, wie wenn ein von weiter Reise kommender, abgerissener Handwerksbursche bei einem vornehmen Wirth um Nachtlögis bittet: da ist auch in der Regel Alles besetzt. Darum wollen wir dieses Organ als doppelt willkommen begrüßen, da es uns noch gestatten wird, einen Schmerzensschrei auszu-

stößen, wenn von Oben mit ungeschickten Füßen auf uns herabgetreten wird. Wenn wir Alles recht bedenken, muß uns wohl klar werden, wie weit die höheren Stände von dem Gedanken entfernt sind, uns eine Gleichberechtigung im Staate, wie in der Gesetzgebung zu vergönnen, welche zu erstreben doch die sittliche Aufgabe unserer Zeit ist. Diese Gleichberechtigung, worunter wir zunächst das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht verstehen, ist es, durch welche sich die gesellschaftlichen Verhältnisse versöhnend ausgleichen können. Will sehr dies auch von allen Seiten bestritten wird, so sind wir doch darin einig. Das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht ist, wie Cassalle lehrt, das Schwert, welches die geschlagenen Wunden selbst wieder heilt. Mag es darum auch geschehen, daß eine Aenderung des Wahlmodus schon stattfände, bevor der Arbeiterstand (was wir nicht fürchten), sich seiner so viel bewußt ist, um seine Rechte gut zu benutzen, so werden die Volksvertreter doch nicht erblich gewählt. Es brächten uns dann noch, sowie auch heute, neue Zeiten neue Erfahrungen.

Wir erkennen in der Bekämpfung unsrer Idee vom allgemeinen gleichen und direkten Wahlrecht nicht die Mängel, sondern grade den praktischen Werth, welcher ihr zu Grunde liegt. Wir glauben, wenn sie unpraktisch wäre, würde man sie gar nicht bekämpfen. Denn eine Ausgleichung der gesammten Klassenlage, welche für die Dauer nicht immer unmöglich bliebe, würde jenen Ständen sehr unbequem vorkommen, und deshalb muß unsrer Idee mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegengetreten werden.

Der allgemeine Ruf um Abhülfe, der noch täglich zunimmt, hat es endlich dahin gebracht, daß eine Anzahl Volkstreunde sich einstellte, um der Noth Abhülfe zu thun. Der Eine weiß noch besser Rath, als der Andere, doch der Hauptgedanke, worin Alle einig sind, ist „Sparen!“ Der Arbeiter, dessen Einkommen noch weit unter dem Minimum seines Bedürfnisses zurückbleibt, womit er durch alle Krisen und Theuerung sich durchquälend arm und elend geworden, soll doch noch sparen, das ist der ganze Rath, der für diese Allverschwender heilbringend sein wird. Unter diesen Verhältnissen aber noch sparen — dabei muß nothwendig der leidende Körper noch mehr entbehren, und die Ersparungssumme ist schließlich steigendes Elend und früher Tod. Da wäre doch etwas

Besseres zu erzielen, wenn der Arbeiter möglichst gut isst und trinkt, damit er bei Kräften bleibt und seine Familie reichlich ernähren kann, und Doktor und Arznei ihm aus dem Hause bleiben. Kann er dann auch nicht sparen, so lebt er doch wenigstens.

b. Schreiben eines Elberfelder Arbeiters über die dortigen Lohnverhältnisse mit Bezug auf Wackernagels „Offenen Brief“.

Antwortlich ihres Geehrten Besten ist es mir sehr angenehm, einmal Gelegenheit zu finden, auf die Broschüre Wackernagels zurückzukommen. Vom Standpunkte des Arbeiters kann diese Broschüre nur als Lüge, als Beschönigungsmittel betrachtet werden, um die Fäulnis in etwa zu verdecken. Ich suchte vergeblich unter meinen Papieren nach diesem Schönheitspflaster, konnte es aber nicht finden und kann deshalb nur das erwähnen, was meinem Gedächtnisse verblieben ist. W. Wackernagel versucht es Cassalle gegenüber die Verhältnisse der Arbeiter als rosig darzustellen, benützt zuerst statistische Notizen, alsdann stellt er eine Kombination hiesiger Lohnverhältnisse auf, drittens entwirft er ein herrliches Bild von Glückseligkeit einer Arbeiterfamilie. — Dies Alles läßt sich so weit ganz nett lesen, wenn nur die schreckliche Wirklichkeit nicht anders wäre. Was den Punkt der hiesigen Lohnverhältnisse betrifft, so muß hervorgehoben werden, daß es sich ganz gleich bleibt, wenn der Arbeiter hier 5 — 10 Thlr. verdient und im Sächsischen Erzgebirge 2 Thlr. Cassalle hat hierin ganz recht, wenn er sagt: „Es handelt sich nur darum, wo der Arbeiter hungert.“ Mit der Vergleichung der hiesigen Lohnverhältnisse mit andern könnte nur volkswirtschaftlich bewiesen werden, daß sich der Arbeitslohn nach den örtlichen Verhältnissen und nach den Bedürfnissen der Arbeiter richtet. Denn, wenn der Fabrikant hier für dieselbe Waare 5 Thlr. Arbeitslohn zahlt, für welche in Schlesien nur 2 Thlr. bezahlt werden, so ist es doch klar, daß dem Arbeiter nur so viel gewährt wird als er zur kümmerlichen Erhaltung seiner Existenz gebraucht, gerade so, wie man eine Maschine speisen muß, um dieselbe im Gang zu halten. Bei Arbeitslöhnen kann nur der Durchschnitt angenommen werden; Wackerna-

gel hat aber Lohnsätze angenommen, welche nur zu den Ausnahmen gehören, und Ausnahmen finden statt. Ein Arbeiter, der das Zeug dazu besitzt, sich bei seinem Vorgesetzten in besondere Gunst zu setzen, erringt mitunter den doppelten Lohnsatz, als sein Nebenmann. Gerade in diesem Verhältnis liegt der Quell aller Immoralität und Schlechtigkeit, und wird der Arbeiter so recht zur Charakterlosigkeit und niedern Denkungsart erzogen.

Gewöhnliche halbseidene und seidene Stoffe, Handweber (im Hause) 3—3½ Thlr. Der Weber im Hause verdient wohl bei angestrengter Arbeit und bei einer Arbeitszeit von 14 Stunden 6—8 Thlr. wöchentlich, aber höchstens nur so lange die Kette reicht; ist die Kette abgearbeitet, so ist er allerlei Plackereien und Mühslichkeiten ausgesetzt. So muß er z. B. auf die nächste Kette 8 Tage warten, oder er muß andere Einrichtungen machen, wodurch er wieder einen Zeitverlust von 8—14 Tagen hat. Der Weber rechnet bei angestrengter Arbeit durchschnittlich seinen Wochenlohn auf 3—3½ Thlr., wenn er auch Wochen hat, wo er mehr verdient. Maschinenweberinnen (in der Fabrik) 2—3½ Thlr. Wagenstoffe und Plüsch- Damast- und Möbel-Stoffe, Handweber (im Hause) 4—5 Thlr. Bandwirker, der wirkliche Lohnarbeiter 4 Thlr. Hier muß erwähnt werden, daß der Meister, welcher für den Kaufmann arbeitet, gewöhnlich mehrere Stühle stehen hat, dem Gesellen aber nur 11 Sgr. vom Thaler abgibt. Riemen-dreher, gew. Frauenzimmer 3 Thlr. Es ist erstaunlich und bemerkenswerth eine Fabrik dieser Art zu beobachten. Von Morgens früh 5 oder 6 Uhr müssen diese Arbeiterinnen bis Abends 9 Uhr unausgesetzt in dem betäubenden Geräusch der Maschinen stehen. Beim Mittagessen steht die Fabrik nicht still; die Arbeiterin hat den Löffel in der einen Hand und beobachtet zugleich ihre fortlaufende Arbeit. Sobald etwas in Unordnung kommt muß sie schleunigst den Löffel aus dem Mund nehmen und ihre Maschine versehen. Endlich 9 Uhr Abends ist solch ein Geschöpf glücklich unter freien Himmel gekommen, um wo möglich zu Haus noch einige Stunden bis nach Mitternacht zu arbeiten, gewöhnlich Eizen zu haspeln. Eine derartig Fabrik ist schlimmer als ein Zuchthaus, und doch werden in diesen Artikeln die glänzendsten Geschäfte für den Kaufmann gemacht, so-

daß in kurzer Zeit ein Unternehmer ein reicher Mann wird; aus diesem Grunde schießen solche Fabriken wie die Pilze aus der Erde. — Im Folgenden eine Zusammenstellung der wirklichen Lohnsätze und der Wackernagelschen Angaben.

	Wirklich.		Wackernagel.	
	Th.	Th.	Th.	Th.
Gewöhnliche halbjedene und seidene Stoffe, Handweber (im Hause) . . . . .	3	— 3½	4	— 5
Plüsch-, Damast-, Möbel- und Wagenstoffe, Handweber (im Hause) . . . . .	4	— 5	5	— 10
Türkischrothfärber . . . . .	4½		4½	— 5
Stück- und Couleurfärber . . . . .	3½	— 5	3½	— 5
Appreteure und Presser (Fabrik) . . . . .	3	— 4	3	— 5
Gummiarbeiter (im Hause) . . . . .	4		5	— 8

Die Uebrigen wie Wackernagel.

Zulezt entwirft Wackernagel also das Bild einer Arbeiterfamilie. Der Vater, wenn ich nicht irre, verdient 4 Thlr., seine Frau besorgt die häusliche Wirthschaft, der Sohn verdient in der Fabrik 3 Thlr., die Tochter als Maschinenweberin 3 Thlr., der Schwiegersohn 4 Thlr. Das macht Summa Summarum 14 Thlr. Wochenlohn von 5 Personen. Allerdings ein angenehmes Bild. Aber anders ist es in der Wirklichkeit. Angenommen der Vater verdient 4—5 Thlr. und hat sich glücklich durchgehungert, bis seine Kinder mit in die Fabrik gehen können, der Sohn in die Knopffabrik, die Tochter als Maschinenweberin. Anfangs geht es gut mit der Abgabe des Lohnes gegen ein kleines Taschengeld, aber bald stellen sich größere Bedürfnisse heraus. Der Sohn wird bald seinen Eltern nur Kostgeld bezahlen, denn das Uebrige bedarf er zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse. Das Mädchen wird bald nicht mehr auskommen mit dem Lohn, da sie in der Fabrik so manche Bedürfnisse kennen lernt, und wenn es mal ans Heirathen kommt, ist das Mein und Dein so zwischen Vater und Sohn oder Vater und Tochter geschieden, daß wohl der Vortheil mehr auf Seiten der Kinder steht, als auf Seiten der Eltern. An ein so communistisches Familienleben, wie es Wackernagel uns ausmalt, ist gar nicht zu denken. Die Alten müssen sich bis an ihr Lebensende mit ihrer Arbeit durchschlagen,



und so geht es vom Vater auf den Sohn und Tochter, von Kind auf Kindeskind. Ausnahmen finden hier auch statt. Es gibt Arbeiter, welche wöchentlich 3—4 Thlr. verdienen, aber doch auskommen. Dabei muß aber berechnet werden, daß solche noch andere Einnahmen nebenbei haben. Ich kenne Arbeiter, welche ihr eigenes Haus besitzen und für einen sehr geringen Lohn arbeiten. Wer sich dies anders vorstellt, der hat gewiß noch nicht mit Arbeitern verkehrt. Es bedarf nur einmal eines Rundgangs in die Wohnungen der armen Weber und Arbeiter, so wird man sich an Ort und Stelle von der traurigen Lage der Arbeiter unterrichten können.

Schließlich muß noch der künstlichen Ausnutzung der Arbeiter erwähnt werden, sowie der Erhöhung der Löhne auf unnatürliche Art und Weise. Es ist nämlich jetzt so recht Sitte geworden, daß, wenn der Arbeiter nicht mehr mit seinem Lohn auskommt und um Erhöhung desselben bittet, dieselbe ihm auch gewährt wird, aber auf eine ganz sonderbare Weise, nämlich durch Ueberstunden. Gerade diese Ueberstunden sind der Verderb der Löhne. Es gibt verschiedene Fabriken, welche ihren Arbeitern so geringen Lohn zahlen, daß die Ueberstunden ein absolutes Muß für den Arbeiter sind. Der Kaufmann erlangt alsdann für denselben Lohn  $\frac{1}{3}$  Arbeit und Produkt mehr, als gewöhnlich, und der Arbeiter verdient möglicherweise einen hohen Lohn, aber es wird nicht bemerkt, wie viel Arbeitsstunden täglich dazu gehören, um den Lohn zu erreichen, der zur Fristung seines Lebens gehört.

### c. Vom jüngsten Vereinstage der Rheinisch-Westphälischen Consumvereine.

Der Vereinstag der Rheinisch-Westphälischen Consumvereine, welcher am 13. November d. J. zu Duisburg abgehalten wurde, ist in der Presse mehrfach besprochen worden; aber was bei seinen Verhandlungen das Interessanteste war, ist dem Publikum ziemlich vollständig verborgen geblieben. Zwar geht die Rheinische Zeitung auf die Debatten über die Begründung eines Unterverbandes zu dem allgemeinen deutschen Genossenschaftsverbände in richtiger Würdigung der Bedeutung dieser Debatte sehr ausführlich ein; allein auch in diesem

Referat erscheint Vieles als unverständlicher Partikularismus, was ganz anders aufzufassen ist. So wird z. B. von der Rede des Arbeiters Piepenbrink nur hervorgehoben: „daß der Duisburger Consumverein seine Eigenthümlichkeiten habe, und um diese zu wahren, sich nicht in solche Verbindung mit andern Vereinen setzen wolle, durch die er Gefahr laufe, ins Schlepptau genommen zu werden.“ Unseres Wissens war aber in dieser Rede ganz deutlich ausgesprochen, daß diese Eigenthümlichkeiten hauptsächlich darin bestehen, daß der Verein ein reiner Arbeiterverein ist. Die Erwähnung des „Schlepptaus“ konnte den mit der Sachlage nicht vertrauten Lesern leicht als ein ganz unklarer Gedanke vorkommen. Wer aber wußte, daß der Düsseldorfser Consumverein das Statut entworfen hatte, und daß der Kölner Consumverein es am lebhaftesten unterstützte, und daß in diesen beiden Vereinen die höheren Stände die Oberhand haben und nur einige wenige Arbeiter dazu gehören: der konnte das Schlepptau lebhaftig mit seinen Augen erblicken. In ganz gleichem Falle, wie der Duisburger Verein, befinden sich eigentlich alle Vereine, welche rein aus Arbeitern bestehen und nicht etwa von den Fabrikherren selbst geleitet werden. Der Elberfelder Consum- und Sparverein hat in dieser Beziehung auf dem letzten Vereinstage zu Düsseldorf den Ton angegeben, und auch in Duisburg hat der Arbeiter Herbst als Vertreter dieses Vereins der Abneigung desselben gegen die Gründung des Unterverbandes einen entschiedenen Ausdruck verliehen. Das Referat theilt bloß mit, daß dieser Verein sich dem Verbande unter anderen auch aus dem Grunde nicht anzuschließen gedente, „weil die Stellung der Staatsregierung dem Vereinswesen gegenüber bei den heutigen politischen Zuständen nicht unbedenklich ist.“ Daß dies nicht der Hauptgrund ist, weshalb sich der Elberfelder Verein fern hält, wird im Grunde wohl jeder Zuhörer verstanden haben, und wenn der Punkt, auf den es ankommt, nicht immer mit der wünschenswerthen Deutlichkeit hervorgehoben wurde, so ist das nicht bloß der Ungeübtheit der Redner zuzuschreiben, sondern auch einer höflichen Rücksichtnahme auf die Männer, welche dem Arbeiterstande so freundlich und wohlmeinend die Hand bieten. Wenn daher Herr Assessor Richter als Antragsteller das Statut einstweilen zurückzog, und die Hoffnung aussprach, daß allmählig doch alle Con-

sumvereine zu seinem Vorschlag hinüberkommen würden, so ist er gewiß im Irrthum; denn unter den Arbeiter-Consumvereinen findet eher die umgekehrte Bewegung statt.

Der Umstand, daß die Opposition gegen das Verbands-Statut auf dem vorigjährigen Vereinstage in Düsseldorf größer war, erklärt sich einfach dadurch, daß damals noch eine dritte Partei vertreten war; nämlich diejenigen, welche den Anschluß der Consumvereine an den bereits bestehenden Rheinisch-Westphälischen Unterverband des allgemeinen Deutschen Genossenschaftsverbandes wünschten. Die Arbeiter-Consumvereine aber, welche damals sich nur in dem dunklen Gefühl, daß das Ding für sie nicht taue, gegen die Schöpfung eines Verbandes wehrten, sind, so viel wir wissen, seitdem über die Sache völlig in's Klare gekommen. Das verhindert natürlich die Fortsetzung der freien Besprechungen, wie sie zu Duisburg stattfanden, durchaus nicht. Wir unserseits haben dabei nur den Wunsch, daß wir in Witten unter den Vertretern der Vereine noch einige Arbeiter mehr als bisher antreffen möchten.

Der Stoff des vorstehenden Artikels ist bereits veraltet; die vereinzelte Correctur gewisser irrthümlicher Auffassungen hat an sich auch keinen Werth. Da aber die politische Presse von falschen Auffassungen der Vorgänge in der Arbeiterwelt förmlich wimmelt, und kein einziges Blatt existirt, welches — von speciellen Partei-standpunkten ganz abgesehen — seine Berichte im Sinne der Arbeiter abfaßt und gleichsam mit deren Augen sieht; auch nöthigenfalls ihre Partei ergreift; so würden solche Artikel gerade in der Arbeiterzeitung sehr häufig vorgekommen sein. Wir hielten es daher für zweckmäßig, zur Beurtheilung des ganzen Projectes eben diesen Artikel noch mitzutheilen, in welchem wir versuchten, der in der liberalen Presse herrschenden Behandlungsweise von Arbeiter-Angelegenheiten ebenso klar als ruhig entgegenzutreten.





